



A 985 II

~~198~~











# Inhaltsverzeichnis

der »Schlesischen Monatshefte« / Jahrgang 1937

1936.1054



	Seite
<b>Januar</b>	
E. H. Rakette: Das neue Jahr . . . . .	1
Julius Merz: Aufbau in Schlesien . . . . .	2
Das Beispiel von Brieg . . . . .	5
Wolf Marx: Kunst und Technik . . . . .	6
Gay: Der Adolf-Hitler-Kanal . . . . .	9
Gunther Hohenstein: Straße zum Schacht . . . . .	14
H. G. Kehm: Ein schlesischer Edelstein . . . . .	17
Peter Steinbach: Beim schlesischen Brettmacher . . . . .	19
Herbert Müller: Unser Euleland . . . . .	21
Neue Bauvorhaben im Euleland . . . . .	24
Horrido Grenzland . . . . .	27
Hermann Gaupp: Bauernhaus bei Nacht . . . . .	31
Was der Dezember brachte . . . . .	32
Hans Tesmer: Auf dem Wege zum deutschen Volkstheater . . . . .	33
Eberhard Kuhlmann: Die Breslauer Theater . . . . .	34
Georg Meichsner: Schlesischer Literaturspiegel . . . . .	37
<b>Februar</b>	
Günther Jördel: Glasbläser . . . . .	41
Kunst im Volke . . . . .	42
Prof. Dr. Walther Steller: Schlesische Volkstrachten . . . . .	45
Dr. Martell: Alter Hausrat — Alte Volkskunst . . . . .	56
Prof. dell'Antonio: Lebendiges Holz . . . . .	59
Hans-Georg Kehm: Bunzlauer Brauzeug . . . . .	61
Der schwarze und der weiße Stein . . . . .	63
Virginia Neuhaus: Gewolltes und Gemusstes in der Kunst . . . . .	65
Wolfgang Schwarz: Die drei romantischen Maler der Heimat . . . . .	68
Gunther Hohenstein: Mutter Heimat . . . . .	71
Günther Jördel: Weberlied . . . . .	73
Was der Januar brachte . . . . .	74
Deutsche Kultur im Südosten Europas . . . . .	75
Eberhard Kuhlmann: Breslauer Theater . . . . .	77
Georg Meichsner: Volk und Buch . . . . .	79
<b>März</b>	
Dr. Grundmann: Schlesien — Burgenland . . . . .	82
Hermann Uhtenwoldt: Schlesische Burgen — Schlesisches Schicksal . . . . .	85
Joseph Klapper: Sagen um Schlesiens Burgen . . . . .	90
Auszüge aus dem Merkbuch des Hans von Schweinichen . . . . .	94
Theo Dames: Bolkenhainer Ländchen . . . . .	96
Bernhard Schwarz: Der schwarze Tod . . . . .	99
Hans-Georg Kehm: Bauernbrauch zur Frühlingszeit . . . . .	105
Gunther Hohenstein: Blick über die Grenze . . . . .	109
Schlesien im Februar . . . . .	113
Betriebe, die Beispiel waren . . . . .	114
Helmuth Wagner: Rundfunk von einst . . . . .	116
Helmuth Wagner: Filmspiegel . . . . .	118
Georg Meichsner: Volk und Buch . . . . .	119
Unser Kampf um Kolonien . . . . .	120



	Seite
April	
Josef Wagner: Der Schlesischen Gaukulturwoche zum Geleit . . .	121
Dr. Walther Schulz: Sinn und Aufgabe der 2. Schlesischen Gaukulturwoche . . .	123
Ernst Obst: Kultur der Arbeit . . .	125
Hans Krause-Margraf: Zwei Bildhauer in Schlesiens . . .	128
Hans Krieger: Volksfunk, so wie wir ihn verstehen . . .	133
H. Steger: Der Film auf dem flachen Lande . . .	136
Egon H. Krockette: Schlesische Dichter lesen . . .	139
Hans Christoph Kaergel: Hans von Schweinichen . . .	144
Dr. Karl-Friedrich Hirschmann: Was Singschulen sind und was sie bedeuten . . .	150
Hans-Georg Rehm: Haus der Heimat . . .	153
Betriebe, die Beispiel waren . . .	155
Schlesien im März . . .	156
Helmuth Wagner: Breslauer Theater . . .	157
Helmuth Wagner: Film Spiegel . . .	158
Funk in Schlesiens . . .	159
Georg Meichsner: Volk und Buch . . .	160

## Ma i

Georg Siefen: Bäderland Schlesiens . . .	162
Karl Seifert: Die natürlichen Heilkräfte Schlesiens . . .	164
Hans-Georg Rehm: Bäder in der schlesischen Landschaft . . .	167
Der König badet . . .	169
E. T. A. Hoffmann: Briefe aus den Bergen . . .	171
Georg Nave: Der „gottseelige Badegast“ . . .	175
Georg Piezunka: Gottesberg . . .	176
M. Kropp: Berühmte Gäste in Schlesiens Bädern . . .	177
Egon H. Krockette: Dann ist es Frühling . . .	182
Dr. Manfred Schubert: Schlesiens Anteil an der deutschen Leistung . . .	186
H. Wagner: Funk in Schlesiens . . .	192
Schlesiens im April . . .	193
Schule, Kunst und Volkstum . . .	195
Hans Krause-Margraf: Breslauer Theater . . .	196
Helmuth Wagner: Film Spiegel . . .	197
Dr. Narcisz: Warum Volksbüchereien? . . .	198
Georg Meichsner: Buchbesprechungen . . .	200

## Ju ni

Hans Stolzenburg: An eine Landschaft . . .	201
F. Schade: Kunst und Kunsterziehung . . .	202
Hans Krause-Margraf: Der Maler Artur Wasner . . .	207
Georg Klose: Kunst der Systemzeit . . .	211
Erich Hoinkis: Der Feldweg . . .	212
Karl Riebe: Arbeiter singen . . .	214
Alfred Ruffler: Mossevius, ein schlesischer Musiker . . .	219
Sprüche von Schlesiens . . .	224
Sprüche von Schlesiens . . .	225
Dr. Manfred Schubert: Schlesiens Anteil an der deutschen Leistung . . .	226
Ernst Claus: Grünberg, die schlesische Weinstadt . . .	232
Schlesiens im Mai . . .	234
Hans Krause-Margraf: Von der Schönheit der Arbeit und einer Pressfahrt . . .	235
Helmuth Wagner: Film Spiegel . . .	237
Hans-Georg Rehm: Volk und Buch . . .	238



## Juli

Berthold Thiele: Der Dorfschmied . . . . .	241
Görlitz, die alte Kulturstadt, ruft . . . . .	242
Dr. H. A. Schulz: Vorgeschichtliche Kulturen im Neißengebiet . . . . .	244
Dr. Siegfried Asche: Die alte Stadt . . . . .	249
Erich Worbs: Der Weg des Bauern Burda zu Jakob Böhme . . . . .	252
Wolfgang Schwarz: Glühende Heide . . . . .	261
Hans-Georg Rehm: Neues Leben . . . . .	262
Dr. Siegfried Asche: Görlitzer Kunsthandwerk der Gegenwart . . . . .	265
Wolfgang Pohl: Görlitz und das schlesische Musikfest . . . . .	270
Hans Kappler: Melodie in Moll . . . . .	273
Paul Mandel: Kind unter Blumen . . . . .	275
Schlesien im Juni . . . . .	276
Helmut Wagner: Filmspiegel . . . . .	277
Volk und Buch . . . . .	278

## August

Führerwort . . . . .	281
Das 12. Deutsche Sängerbundesfest in Breslau . . . . .	282
Dr. Goebbels: „Niemand denkt heute daran, den deutschen Osten aufzugeben“ . . . . .	284
Hans Krause-Margraf: Schlesier in München . . . . .	287
Dr. Johannes Neumann: Wilhelm Ueberück, ein schlesischer Maler . . . . .	289
Fritz Schade: Der Film am Scheidewege . . . . .	291
Bruno Steinwallner: Kassenpflege im altschlesischen Handwerk . . . . .	296
Helmut Wloka: Das Vermächtnis . . . . .	299
Hansjoachim Kadetock: Menschen auf Groß-Jfer . . . . .	302
Dr. Manfred Schubert: Schlesiens Anteil an der deutschen Leistung . . . . .	308
Schlesien im Juli . . . . .	315
Helmut Wagner: Funk in Schlesien . . . . .	316
Helmut Wagner: Filmspiegel . . . . .	318
Hans-Georg Rehm: Volk und Buch . . . . .	319

## September:

Dr. Otto: Schlesische Heimatmuseen — vom Besucher aus gesehen . . . . .	322
Herbert Vogt: Der Hirschberger Maler Merz und sein Schaffen . . . . .	329
Hermann Lüderik: Die fylgia . . . . .	331
O. Th. Stein: Bauern binden den Teufel an . . . . .	335
Otto Runkel: Von Wappen schlesischer Städte . . . . .	338
Dr. Manfred Schubert: Schlesiens Anteil an der deutschen Leistung . . . . .	343
Schlesische Sprichwörter . . . . .	350
Günther Groeger: Eichendorff und die Musik . . . . .	352
Karl Szuka: Musik im Hörspiel . . . . .	354
Arbeitertum im volksdeutschen Kampf . . . . .	356
Helmut Wagner: Filmspiegel . . . . .	358
Volk und Buch . . . . .	359

## Oktober

Militärischer Land! . . . . .	362
Mein See . . . . .	368
Die Teichwirtschaft im Kreise Militisch . . . . .	371



	Seite
Pflege deutscher Kultur im Grenzkreise . . . . .	374
Neue Volkskunst im Militärischen Land . . . . .	378
Ilfmandeln . . . . .	380
's woar doch nich möglich! . . . . .	381
Herrenbauten im Kreise Militärisch . . . . .	383
Heimische Bauweise als Quelle neuer Baukunst . . . . .	385
Vogelkundliche Wanderungen im Bartschtale . . . . .	389
Der Auszügler . . . . .	391
's wird Herbst . . . . .	392
Herakles . . . . .	393
Ausstellungen — einmal anders betrachtet . . . . .	395
Film Spiegel . . . . .	396
Volk und Buch . . . . .	398

Mitarbeiter an diesem Heft: Der Kreisleiter des Kreises Militärisch, der Landrat, der Kreiswart der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, Architekt Emil Lange, Studiendirektor Dr. Krebs, Studienrat Dr. Mehler, Carl Galanski, Joachim Hirschel, f. D. Hankowiak, Hans-Georg Rehm.

### November

Egon H. Rakette: Gerhart Hauptmann . . . . .	401
Curt Schumm: Landschaftsgestaltung durch die Reichsautobahn Annaberg . . . . .	405
J. J. E. Büttner: Kameradschaft . . . . .	410
Hans Geib: Javernick . . . . .	411
Dr. Narcisz: Deutsche Entscheidungen im Osten . . . . .	417
Wolf Walter Rautenberg: Das ostdeutsche Dorf im Grenzkampf . . . . .	420
J. J. E. Büttner: Mutterland . . . . .	422
Hans-Georg Rehm: Bauernausstellung . . . . .	423
Georg Meichsner: Die Befreiung der Arbeit . . . . .	425
Wolfgang Schwarz: Der schlesische Dramatiker Alfons Teuber . . . . .	429
Alfons Teuber: Der Glückstopf . . . . .	431
Wir rufen die Volksspieldichter: Schreibt Spiele für unsere Volksspielscharen! . . . . .	433
Heimabendgestaltung für euch, schaffende Frauen . . . . .	436
Abbruch und Aufbruch . . . . .	437
Volk und Buch . . . . .	439

### Dezember

Aus der Kulturrede des Führers . . . . .	441
Ernst Obst: Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ . . . . .	442
Paul Habraščka: Der Stubenbrand . . . . .	457
Paul Habraščka: Der Kanarienvogel . . . . .	459
Hans Stolzenburg: Der Holzfäller . . . . .	461
Wilm von Elbwart: Lichter im Wald . . . . .	462
Dr. Th. Gollnisch: Das gotische Breslau . . . . .	464
Hans-Georg Rehm: Bodo Zimmermann, ein schlesischer Künstler . . . . .	468
Herbert Urban: Breslaus Anteil am Theaterleben der Reichshauptstadt . . . . .	471
Hans Herbert Pudor: Die Operette ist tot! — Es lebe die Operette! . . . . .	472
Kriebe: Musikbericht aus Breslau . . . . .	474
Helmuth Wagner: Film Spiegel . . . . .	475
Kanzlertragödie „Claus von Bismarck“ in Breslaus Sender . . . . .	477
Heimabendgestaltung für euch, schaffende Frauen . . . . .	477
Volk und Buch . . . . .	479

617

~~Bibliothek  
Techn. Hochschule Breslau~~

20.  
1.



# Schlesische Monatshefte

BLÄTTER FÜR NAT·SOZ·KULTUR  
DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

JANUAR 1937



Bei Verbesserung der Arbeitsräume sind auch würdige

## **Wasch- und Badeeinrichtungen**

zu schaffen!

Die neuzeitlichen Gas-Warmwasserbereiter verbinden geschmackvolles Äußere mit größter Leistungsfähigkeit. Gasgeräte sind lange erprobt und bequem zu installieren!

Holen Sie vor Neu- oder Umbau unsere Vorschläge ein.

## **Städt. Rohnekbetriebe Breslau**

**Betriebsamt für Gasanlagen**

Lessingplatz 3, Fernruf 52891

## **Aus dem Inhalt**

E. H. Kalette: Das neue Jahr \* Julius Merz: Aufbau in  
Schlesien \* Das Beispiel von Brieg \* Wolf Marx: Kunst  
und Technik \* Gaye: Der Adolf-Hitler-Kanal \* Gunther  
Hohenstein: Straße zum Schacht \* H. G. Rehm: Ein schles-  
ischer Edelstein \* Peter Steinbach: Beim schlesischen Brett-  
macher \* Herbert Müller: Unser Euleland \* Neue Bau-  
vorhaben im Euleland \* Horrido Grenzland \* Hermann  
Gaupp: Bauernhaus bei Nacht \* Was der Dezember brachte  
\* Hans Tessler: Auf dem Wege zum deutschen Volks-  
theater \* Eberhard Kuhlmann: Die Breslauer Theater \*  
Georg Reichsner: Schlesischer Literaturspiegel



# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

14. Jahrgang

Januar 1937

Nummer 1

## Das neue Jahr

Das Jahr dehnt sich noch wie dunkelnde Nacht  
und keiner ahnt dräuende Sorgen.  
Wir haben die Pferde zurechtgemacht  
und uns aus den Sätteln froh zugelacht.  
Nun reiten wir in den Morgen.

Die Straße verliert sich im nebligen Licht  
und hallt von den klappernden Hufen.  
Aus dichten Kolonnen wächst Helm und Gesicht  
und plötzlich schweigt jeder, der träumend spricht,  
und hört nur der Fahne Rufen:

Wir reiten! Wir reiten im kühlenden Wind  
den neuen Kämpfen entgegen.  
Die Pferde stürmen, zitternd und blind,  
als ob wir schon nahe der Ewigkeit sind  
und nahe dem letzten Segen.

Noch dehnt sich wie Nacht das wachsende Jahr  
und keiner ahnt dräuende Sorgen.  
Und enger drängt sich die heldische Schar  
und grüßt, wo eben noch Schwärze war,  
den Wind und das Land im Morgen.

Egon S. Klette



# Aufbau in Schlesien

Von Julius Merz, MdK., Gauobmann der Deutschen Arbeitsfront

Kulturelle Güter eines Volkes sind die kostbarsten Werte, denn sie geben dem Leben des Volkes Gehalt und Inhalt. Nicht von heute auf morgen sind diese Güter geworden, Generationen haben an ihnen geschafft, haben sie gemehrt. Wir als die heute Lebenden stehen in der Kette der Generationen, hinter uns liegen in unendlicher Kette unsere Ahnen. Und was sie schafften und formten, das haben wir als Bestand vorgefunden. Aber wenn ein Volk lebt, wenn es sich weiterentwickeln will, wenn kein Rückschlag eintreten soll, dann muß jede Generation das ihrige bei der kulturellen Formung und Gestaltung leisten. Und der, dem um das Wohl und Wehe seines Volkes zu tun ist, der empfindet es als höchstes Glück, schaffend an der Kultur seines Volkes mitwirken zu können. Denn wenn Generationen vergangen sein werden, eines wird bleiben: das Bild unserer kulturellen Leistung. Man wird uns dann nicht danach einschätzen, ob wir als die lebende Generation gute Finanzgenies waren, sondern danach, ob wir bleibende Werte für unser Volk erarbeiteten. Noch immer gilt für den einzelnen wie auch für die Gesamtheit unseres Volkes jener alte Spruch der Edda:

Besitz stirbt, Sippen sterben,  
du selbst stirbst wie sie,  
eines jedoch weiß ich, das ewig bleibt,  
das ist der Nachruhm der Toten.

Diese Gedankengänge sind auch richtungweisend für das Kulturschaffen der Deutschen Arbeitsfront im schlesischen Raum.

Wenn unter diesem Gesichtswinkel Rückschau gehalten wird, dann kann mit Fug und Recht die Deutsche Arbeitsfront stolz darauf sein, was bislang schon geschaffen werden konnte. Aber dieser Stolz, er ist kein Dünkel, der uns ausruhen läßt auf dem Erreichten, sondern er ist für uns Verpflichtung zu neuem Schaffen, zu neuer Arbeit.

Wir haben in der vergangenen Zeit in der Tat oft Neuland beschreiten müssen, aber wir haben nicht gezauert, sondern begonnen, und der Erfolg hat uns recht gegeben. War es doch so, daß zur Zeit des Beginnens unserer Arbeit die Schaffenden, wirtschaftlich gesehen, sich noch in einer schlechten Lage befanden und daß sie kaum Anteil hatten an den bestehenden kulturellen Einrichtungen. Oper, Theater und Schauspiel waren Vorrechte einer dünnen Oberschicht geworden, und diese war zu einem großen Teil sogar noch mit volksfremden Elementen durchsetzt.

Was wunderte es uns da, wenn das Niveau der Darstellungen sehr, sehr tief gesunken war. War auch die Aufmachung manchmal bombastisch und prunkhaft, gab sie sich einen vornehmen Anstrich, so fehlte doch der wirkliche Inhalt, und mit all dem hatte das Volk nichts mehr zu tun, es stand abseits.



Mißtrauen hatte sich ins deutsche Volk gegen die Stätten der Kunst geschlichen, Mißtrauen, das nur zu oft berechtigt war.

Hier galt es, durch zielbewußte Arbeit die Abneigung gegen alle Dinge der Kultur in positive Bejahung umzuformen.

Diese Arbeit galt es auch hinsichtlich der Freizeitgestaltung zu leisten. Auch hier lag vieles im argen. Wohl gab es die verschiedensten Veranstaltungen, aber sie erfaßten immer nur einen bestimmten Teil unseres Volkes und dienten nicht dazu, Gegensätze zu überbrücken, sondern bildeten ästhetische Zirkel und Kreise und dienten dadurch der Zersetzung. Jene Ästheten versuchten ihre sogenannte Kultur aus dem schaffenden Leben herauszuheben auf eine wesenfremde, für das Volk nicht mehr erreichbare Plattform. Für sie gab es keine Verbindung zwischen Kultur und der Arbeit in den Schächten und Hütten. Hier, wo das Leben gestaltet wird, hier, wo Millionen Säuste und Hirne Werte schafften und tätig sind, da sollte die sogenannte Kultur jener Menschen nicht hingehören. Sie sollte für höhere Sphären bestimmt bleiben.

Was aus dieser dekadenten Anschauung entsprang, war ein Kulturverfall und eine Unkultur sondergleichen. Der Zustand der Arbeitsplätze und Werkstätten — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — spottete häufig genug jeder Beschreibung. Hier und an vielen anderen Stellen galt es, den Hebel anzusetzen. Durch Hinwegräumung allen geistigen Gerümpels wurde eine neue deutsche Kulturgesinnung geschaffen.

Dabei konnten wir nicht, wie vielleicht manche glaubten, von oben her anfangen, sondern wir mußten unsere Arbeit mitten hinein ins Volk stellen. Wir konnten auch nicht sogleich dem Volke, das jahrzehntelang, kulturell gesehen, abseits gestanden hatte, nun die schwersten Dinge vorsetzen, sondern wir begannen zuerst mit den leichteren Sachen.

So haben wir es fertiggebracht, den schaffenden deutschen Menschen Schritt für Schritt in die Welt der deutschen Kultur einzuführen. Eine der stärksten Stützen bei unserer Arbeit ist uns der Stolz des deutschen Arbeiters. Er wurde durch unseren Führer geweckt, der da sagte: „Arbeit adelt“. Und aus der neuen stolzen Haltung heraus ergriff der schaffende Mensch freudig unsere dargereichte Hand, um nun wirklich teilzuhaben an den hohen und schönen Gütern unserer Kultur. So haben wir in gemeinsamer Arbeit die Schlacken der Vergangenheit hinweggeräumt und das Fundament für einen kulturellen Aufstieg mitlegen helfen. Heute können wir mit Genugtuung feststellen, daß jene Pflegestätten der Kultur, die einst ein Schattendasein abseits vom pulsenden Leben des deutschen Volkes führten, mitten in das Volk hineingerückt worden sind.

Veranstaltete doch die Deutsche Arbeitsfront durch ihr Amt NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ allein im letzten Jahre 716 Theater-, Opern- und Operetten-Abende. Diese Veranstaltungen wurden von über 570 000 deutschen Volksgenossen besucht. Darüber hinaus wurden in fast 10 000 Feierabend-Veranstaltungen nahezu 2,5 Millionen Menschen erfaßt — eine Zahl, die der Hälfte der gesamtdeutschen Bevölkerung entspricht. Dabei sind in diesen Zahlen die Veranstaltungen der Reichsautobahnlager noch nicht einmal mit inbegriffen.



Aber nicht nur der Feierabendveranstaltung haben wir gedient, auch die würdige Ausgestaltung der Arbeitsplätze wurde in größtem Maße in Angriff genommen. In unserem Gau allein wurden im letzten Jahr im Sinne von Schönheit der Arbeit 13 Millionen Reichsmark ausgegeben, das bedeutet eine Leistungssteigerung um das fünfzehnfache gegenüber dem Vorjahre. Unsere „Kraft=durch=Freude“-Monatshefte vermittelten den deutschen Volksgenossen in ungeheurer Auflage Unterhaltung, wertvolles Gedankengut und schöne Bilder. Die Schlesiſchen Monatshefte kämpfen in vorderster Reihe für deutsche Kultur im Ostraum.

Eine völlig neue soziale Tat des Dritten Reiches aber war der Urlaub für den schaffenden Menschen. Hier wurde unserer Tätigkeit das dankbarste Feld gewiesen. Wir durften unseren Arbeitskameraden zu dem Urlaub auch die Urlaubsreise schaffen. 65 000 Volksgenossen nahmen an unseren Fahrten in ferne Gauen und Länder teil, dort erlebten sie andere Menschen, anderes Land und Volkstum und brachten sich neue Schaffenslust mit heim. Darüber hinaus erhielten wir auch Besuch von 137 502 Arbeitskameraden aus anderen Gauen, und auch ihnen ist unser Grenzland mit seinen Menschen nähergerückt worden. Das bedeutet ebenso einen geistigen, wie materiellen Gewinn für unsere Heimat, denn die Vorsicht bei der Auswahl der Quartiere unserer Gäste hat bewirkt, daß der Gau Schlesiens sich im ganzen Reiche als Aufnahmegau großer Beliebtheit erfreut. Wir sind heute nicht mehr die Provinz irgendwo im Osten, sondern wir sind durch die Kameradschaft unserer Gastfreunde enger denn je ans Reich gefesselt.

Dies möge genügen, um ein Bild dessen zu geben, was bisher geleistet worden ist. Diese Zahlen besagen aber nur einen Bruchteil dessen, was wir leisten können und werden, denn unsere Stoßkraft — das bekennen wir freudig — ist unerschöpflich, weil das durch Adolf Hitler geeinte Volk hinter unserem Schaffen steht. Wir geben keine Geschenke, sondern wir bringen unser Volk zur Gemeinschaftsarbeit an unserer deutschen Kultur. Unsere Leistungen sind somit Leistungen des gesamten Volkes.

So formen wir Inhalt und Gestalt des deutschen Schaffens, der Freizeit, der deutschen Stadt und des deutschen Dorfes von morgen.

Wiemeil diese Zeilen noch druckfeucht sind, tummeln sich unsere Wintersportler in schlesiſchen Bergen, und schon wieder werden neue Dinge erfunden und ausgearbeitet für das kommende Jahr des Kampfes und der Arbeit.

All die vielen Mitarbeiter, die tagaus, tagein namenlos und treu ihren Dienst tun, sie wollen keinen klingenden Lohn, wollen keine leeren Worte als Dank; denn sie alle verbindet das hohe Gefühl, tätig sein zu dürfen bei der Gestaltung des kulturellen Aufstieges und der Vertiefung unseres Gemütes.

Höchster Lohn für uns alle wird sein, wenn spätere Generationen von der unsrigen sagen werden: Die damals lebten, sie waren ein tatenfreudiges Geschlecht, sie brachten fast vergessene Kulturgüter wieder ans Licht; sie gaben dem deutschen Volke das innere Wesen seiner selbst wieder. Sie halfen dem größten der Deutschen — Adolf Hitler — seine herrliche und große Nation in ihrem Ruhm unsterblich und ihren Bestand ewig zu machen.

Das möge unser Nachruhm sein.



# Das Beispiel von Brieg

Es ist in den letzten Jahren viel über den Begriff Opfer geschrieben und gesprochen worden. Nicht immer waren die Schreiber und die Sprecher die Berufenen. Aber von jenen soll heute nicht die Rede sein. Wir wollen unseren Blick nach der schlesischen Stadt Brieg wenden, deren Einwohnerschaft dem Begriff Opfer und Gemeinschaft einen wirklichen Inhalt gab.

Der Fall der Brieger Freilichtbühne, um den es sich hier handelt, begann so: Ein Kreisleiter, dessen Name auf eigenen Wunsch ungenannt bleibt, regte die Schaffung einer Freilichtbühne an. Es sollte in der „Wolfschlucht“, die inmitten der städtischen Promenaden liegt, eine Weihestätte geschaffen werden. Es wird immer so sein: Wer bauen will, braucht einen Baumeister, braucht Handwerker, vor allem aber Geld.

In Brieg war zu Anfang überhaupt nichts vorhanden. Dafür begann man mit der festlichen Musik des guten Willens. Die Werbetrommel rief die Begeisterten auf den Plan und begeisterte die Zweifler. Und siehe: es erschien ein Baumeister, der ohne Entgelt seines Amtes waltete, es erschienen die Handwerker, und jeder, der aus Freiwilligkeit heraus den Spaten anrührte, gab noch obendrein 20 Pfennig her. Es kamen 2000 Mark zusammen.

Über die Handwerker ist zu sagen, daß sie ihr Werk mit Lust und Liebe verrichteten, wie man immer mit Lust und Liebe arbeitet, wenn es nicht nach Tarif und vorgeschriebener Zeit geht. Zuerst seien die Handarbeiter erwähnt, die nach dem Sirenenpfeif an die neue Arbeitsstätte eilten und ihr schweres Werk fortsetzten. Wie sie alle dastanden mit hochgekrempelten Ärmeln, schmutzig und schwitzend, fiel es nicht weiter auf, daß ein Obergruppenführer neben einem Dreher, ein Offizier des Reiterregiments neben seinem Burschen und ein Lehrer neben seinem Schüler arbeitete.

Als sich die Einwohnerschaft in der Mitte des Weihnachtsmonates auf dem Marktplatz versammelte, um aus der Hand des Kreisleiters das Modell der Freilichtbühne entgegenzunehmen, da waren wohl alle stolz darauf, daß sie 25 000 Arbeitsstunden geleistet und 1500 Kubikmeter Lehm bewegt hatten. Sie waren aber stolzer darauf, dies Seite an Seite geschafft zu haben, ohne Dünkel und freiwillig.

Nach der Winterpause wird in Brieg reihum von allen weitergearbeitet werden, die sich bisher zur Verfügung stellten, und bald wird die Weihestätte ihrer Bestimmung übergeben sein. Ein einfacher Gedenkstein wird davon zeugen, „daß hier eine Generation schuf, die das Glück hatte, zur Zeit eines Adolf Hitler zu leben“.

Wir wollen schlicht feststellen, daß das Beispiel von Brieg nur unter dem Zeichen des Dritten Reiches möglich war.

P. St.



# Kunst und TECHNIK

auf der Ausstellung im Schlesiſchen Muſeum der bildenden Künſte  
„Die Straßen Adolf Hitlers in der Kunst“

Von Wolf Marx

Im Jahre 1933 tat der Generalinspektor des deutschen Straßenwesens, Dr. Todt, folgenden Auspruch: „Bis vor wenigen Jahren war der Straßenbau für uns Ingenieure ein Teilgebiet unseres Berufes, das nahezu verachtet wurde. Wer als Student noch vor zehn Jahren sich dem Straßenbau gewidmet hatte, wurde als nicht vollwertig angesehen.“ Die Einschätzung dieses Zweiges der Technik hat sich in wissenschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Beziehung grundlegend geändert, seitdem am 1. Mai 1933, dem Tage der deutschen Arbeit, der Führer den Plan des Baues von Kraftfahrbahnen verkündet hatte. Er tat am 23. September desselben Jahres den ersten Spatenstich zur Strecke Frankfurt am Main—Darmstadt und konnte am 27. September 1936 in unserer Heimatprovinz durch die Eröffnung der Teilstrecke Breslau—Liegnitz—Kreibau den tausendsten Kilometer dem Verkehr übergeben. Einen imponierenden Überblick über diese Leistung gewährte die über 500 Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen umfassende Ausstellung „Die Straßen Adolf Hitlers in der Kunst“, die erst in München, dann in Berlin und auf Betreiben des Landeshauptmanns von Niederschlesien vor ihrer endgültigen Auflösung in einer Auswahl in Breslau gezeigt worden ist. Sie gibt deutscher Aufbauarbeit die letzte adelnde Weihe.

An dem Gemälde „Autobahn durchs Schlesierland“, das von dem Berliner Hans Schlutow stammt, dem, weil schlesische Künstler an der Ausstellung leider nicht beteiligt worden waren, einzigen Motiv aus Schlesien, lesen wir ab, daß diese Straße nichts anderes ist als der Fluß, der sich durch die Landschaft schlängelt, daß sie den weichen Rhythmus der Hügel und Felder, Wälder und Wolken mitschwingt. Sogar die Straßenkurve im Mittelgrunde wiederholt die Linie des Steilhanges im Vordergrunde. Ähnlich singt die Autobahn durch das Erzgebirge (Felix Bartl) die Melodie des Berglandes mit, indem die Windungen der Straße sich den Hebungen und Senkungen des Geländes anpassen und gut mit den Aus- und Einbuchtungen der sie auf beiden Seiten begleitenden Waldränder zusammengehen. Ebenso bescheiden dienend fügt sich die Ostoderbrücke bei Stettin (Fritz Jacobsen) der weiten stillen Flußlandschaft ein. Im Irſchenbergauſtieg auf der Strecke München, Richtung Salzburg (Willi Geiger, Wolf Panizza, Alwin Stützer) behaupten beide, Umgebung und Straße, ihre Selbſtändigkeit. Diese führt einerſeits ihr eigenes Leben, ſchmiegt ſich aber anderſeits jener an, ſo wie der Schneeschubläufer ſich federnd am Boden feſtſaugt. Dagegen nimmt die ſtarre Unbeugſamkeit der Brücke bei Rüdersdorf in der Mark Brandenburg (E. Frohne



und Hesto Hesterberg) keine Rücksicht auf die sanfte Nachgiebigkeit des Geländes, bildet aber mit ihm zusammen eine auf dem Gesetz der gegenseitigen Anziehung und Steigerung von Gegensätzen beruhende höhere Einheit. Die Baustrecke bei Chemnitz schließlich (Gustav Schaffer) wird zur beherrschenden Achse der Landschaft. Hiermit seien kurz Gesichtspunkte angedeutet, nach denen der bei jeder Oberbauleitung angesezte „Landschaftsanwalt“ Technik und Natur miteinander in Einklang bringt.

Wie haben nun die Künstler die ihnen vom Generalinspektor gestellte Aufgabe gelöst? Vorweg genommen sei die originelle Auffassung der „Gestaffelten Jahrbahn in der Kurve“. Theodor von Hötzendorff setzt sich neben den Kraftwagenführer und beobachtet, wie die 24 Meter breite, zweigleisige Jahrbahn riesengroß vor ihm aufreißt und blitzschnell hinter der Kurve verschwindet, wie man es auch im Film zu sehen bekommt. Diesen verblüffenden Eindruck faßt er in zwei großen Farbflächen, Neapelgelb für die Straße und Kobaltblau für den Himmel, zusammen.

Eine große Anzahl von Malern geht vom rein Ästhetischen aus, indem für sie das technische Motiv als solches von untergeordneter Bedeutung, nur Mittel zum Zweck ist. Sie gliedern es farblich und linear der künstlerischen Komposition ein, so vor allen, getreu ihrer Überlieferung, die Münchener. Anton Leidl macht eine Baustelle einfach zum Teil des farbigen, aus zwei Komplementärfarbenpaaren erstellten Bildaufbaues. Überhaupt legt das malerische Durcheinander und Vielerlei einer Baustelle dem Künstler nahe, vorwiegend von der Farbe her an die Aufgabe heranzugehen, oder umgekehrt: der besonders koloristisch Veranlagte wählt schon von sich aus ein Motiv, das ihm Gelegenheit bietet, sein Talent zu entfalten. Oswald Pözelberger, München, türmt über der stellenweise noch von der Sonne beschienenen Autobahn einen Gewitterhimmel auf. Die suggestive Kraft der atmosphärischen Stimmung ist so groß, daß sie der toten Straße Leben und Atem einhaucht. Ihm folgen zurückhaltender Karl Pohle, Hannover, und zarter Wilhelm Brandenburg, Krefeld. Eine andere Art von Stimmung herrscht in Albert Birckes Ölbildern und Zeichnungen, wo das technische Motiv und die Landschaft etwas von dem Unheimlichen und Gespenstischen der Technik spiegeln.

Bei anderen gesellt sich der Lust an der Farbe die Freude an der Schönheit des technischen Motivs selbst zu, etwa an der schnittigen Form der Kräne oder an dem Takelwerk ihrer Halteseile, das an Figuren aus der Planimetrie erinnert. Unverbrämt tritt so etwas in Erscheinung in der reinen Konstruktionszeichnung eines geschmeidig eleganten Brückenträgersystems, in welcher die fließenden Grenzen zwischen Kunst und Technik ganz augenfällig sind.

Empfinden diese das technische Motiv als schön, so andere als bedeutend, darunter Wilhelm Heise. Auf seiner „Mangfallbrücke im Bau“ ragt ein riesiges Pfeilerpaar aus der Talsohle empor wie ein Urwaldphänomen, und vom oberen Talrande her ist die Brücke im Begriff, sich wie ein greulicher roter Drache darüberzuwälzen. Der Künstler bedient sich nicht gesteigerter,



sondern realistischen Mittel zur Gestaltung des Begriffs bedrohlicher Großartigkeit der Technik. Ebenso ist in Carl Theodor Prohens Protzens Donaubrücke bei Leipheim der Ingenieurbau selbst das Herrschende, die Natur nur Rahmen. Die technisch-statisch vollkommenen Gewölbebögen, mit denen die Brücke in vier Säzen von Ufer zu Ufer springt, werden vom Maler auch als künstlerisch vollkommen empfunden und deshalb als Vorwurf würdig erachtet.

Drum soll, können wir frei nach Schiller sagen, der Techniker mit dem Künstler gehen, sie beide stehen auf der Menschheit Höhen. Der Techniker soll vom Künstler Schönheit und der Künstler vom Techniker Wahrheit lernen. Was ist Wahrheit? In der Technik Zweckmäßigkeit, das heißt das technische Werk erfüllt seinen Zweck, seine Aufgabe, wenn es den Gesetzen der Natur folgerichtig nachgeht. Und in der Kunst? Auch Zweckmäßigkeit, das heißt das künstlerische Werk erfüllt seinen Zweck, seine Aufgabe, die Menschen zu ergreifen und zu veredeln, wenn es dem Gesetz und dem Wesen entspricht sowohl der Künstlerpersönlichkeit, von der es geschaffen, als auch des Volkes und der Rasse, für die es geschaffen ist. Für beide, Technik und Kunst, gilt in diesem Sinne der Satz: Was wahr ist, ist auch schön, und umgekehrt, und Schönheit braucht die menschliche Seele. In die Praxis des Straßenbaus übersetzt: eine sich der Landschaft rücksichtsvoll einpassende Bahn ermüdet auch den Fahrer weniger als die endlose, brutal die Umgebung zerschneidende Straße. Eine Kurve, deren Halbmesser der Form des Geländes entspricht, ist auch billiger, als eine solche mit übergroßem Halbmesser, die fremd in der Landschaft wirkt. Wo es die Spannweite der Brücke zuläßt, sind Pfeiler aus dem Naturgestein der Umgebung besonders reizvoll. Bäume, Sträucher und Hecken, welche die Autobahn an Stelle toter, weißgekalkter Steine säumen, verbinden sie mit der Natur. Gleichzeitig erhöhen Bäume und Sträucher die Fahrtsicherheit und haben die Hecken biologischen Wert für die benachbarten Felder, weil sie den Tau festhalten. Eine sanft im Gelände verlaufende Straßenböschung stellt einen harmonischen Übergang zur Umgebung her und hält außerdem Schneeverwehungen besser ab als eine steile, welche die Bahn von der Landschaft trennt.

Der Techniker darf nicht nur Techniker sein, sonst wird er zum kalten, seelenlosen Rechner und letzten Endes technisierten Primitiven. Der Künstler darf nicht nur Künstler sein, sonst wird er „gekünstelt“. Technik und Kunst, Wahrheit und Schönheit, Kultur und Zivilisation schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern ergänzen sich.

Was diese Ausführungen verdeutlichen sollten, hat Dr. Todt in einem Aufruf an die beteiligten Künstler folgendermaßen zusammengefaßt: „Der Straßenbau hat durch diese Kunstausstellung außerordentlich viele Anregungen empfangen. Unsere Bemühungen, den Ingenieur zum schöpferischen Menschen zu erziehen, wurden gefördert durch die künstlerischen Darstellungen unserer Baubetriebe, unserer Bauwerke, unserer Straßen. Die Ausstellung hat bestätigt, daß Kunst und Technik verwandten Geistes sind und daß Künstler und Ingenieur sich vielfältige gegenseitige Anregungen zu bieten haben.“





*Autobahnbau durchs Schlesierland*  
Gemälde von Hans Schlutow-Berlin

Aufn.: Schles. Museum der bildenden Künste, Breslau





*Baustelle bei Bayrischzell*  
Gemälde von Anton Leidl-München

Aufn.: Damerau, Breslau





*Reichsautobahn bei Gewitterhimmel*  
Gemälde von Oswald Poetzelberger-München

Aufn.: Damerau, Breslau



*Am Kreuzweg zweier Zeiten*

*Der Adolf-Hitler-Kanal schneidet den Klodnitz-Kanal*

Aufn.: Heimann, Oppeln





# Der Adolf Hitler-Kanal

Von Regierungs- und Bau rat Gaye, Breslau

Dem Schiffer, der heute nach längerer Zeit einmal wieder den Hafen Cosel an der Oder aufsucht, um ober-schlesische Rohle für das Binnenland zu laden, wird es auffallen, daß aus dem Hasenbecken III ein neuer breiter Wasserlauf nach Osten zu abzweigt. Hier beginnt der neue ober-schlesische Kanal, dessen Ausführung vom Führer im September 1933 angeordnet ist und der mit seiner Genehmigung den Namen „Adolf-Hitler-Kanal“ führt. Eine 2,4 Kilometer lange Teilstrecke vom Hasenbecken III bis an die Reichsbahnstrecke Heydebreck—Oppeln heran ist schon fertiggestellt und mit Wasser gefüllt. Eine leicht geschwungene Eisenbetonbrücke führt die vom Ort Klodnitz nach Norden stoßende Straße über den Kanal hinweg.

Zwischen den Reichsbahnstrecken Heydebreck—Oppeln und Heydebreck—Groß Strehlitz ist zur Zeit die Schleuse I des neuen Kanals im Bau. Riesige, bis zu 23 Meter lange eiserne Pfähle — sogenannte Spundwände — werden hier dicht an dicht, von hohen Kammgerüsten aus, mit 5000—6000 Kilogramm schweren Dampfskolben tief in die Erde gerammt, um die Umfassung der beiden Schleusenkammern und des Ober- und Unterhauptes zu bilden. 10,4 Meter hoch sollen hier die von Cosel kommenden Schiffe gehoben werden, um das stark ansteigende Gelände zu überwinden. Schwere eiserne Brücken werden die Reichsbahnzüge über den Kanal leiten; eine ist bereits fertiggestellt und wird auch schon befahren.

Östlich der Schleuse I schwenkt der neue Kanal in schlankem Bogen nach Südosten; hier sind rund 4 Kilometer nahezu oder ganz ausgehoben, ein Teil ist schon mit Wasser gefüllt. Ein eigenartiges Bauwerk liegt kurz vor der Kreuzung des Kanals mit der Straße von Heydebreck nach Ehrenforst: der Klodnitzdüker. In drei großen, aus Eisenbeton hergestellten Röhren von  $3 \times 2,8$  Meter Querschnitt wird der Klodnitzfluß nach dem Grundsatz der kommunizierenden Röhren unter dem Kanal hindurchgeführt.

Westlich der eben genannten Straßenkreuzung ist die Schleuse II bei Neudorf im Bau, 10 Meter hohe und bis zu 12 Meter breite Betonmauern ragen bereits hoch empor. Eben soweit ist die Schleuse III bei Ehrenforst gediehen, die rund 7 Kilometer weiter östlich liegt. 5,6 Kilometer dieser Kanalstrecke, die größtenteils neben dem alten, um 1800 gebauten Klodnitzkanal entlangläuft, sind bereits mit Wasser gefüllt. Das Bild der Kreuzung des Adolf-Hitler-Kanals mit dem alten Klodnitz-Kanal gibt einen anschaulichen Vergleich beider Kanäle und damit einen Maßstab für die Steigerung der Schiffsgröße.

Wieder 6,5 Kilometer weiter östlich von Schleuse III liegt die Schleuse IV bei Subenland, bei der die eisernen Spundwände bereits gerammt sind. An der



Kanalstrecke zwischen den Schleusen III und IV wird eifrig gearbeitet, auch im Winter sollen die Arbeiten fortgesetzt werden.

An den Schleusen II, III und IV werden die Schiffe um je 6,25 Meter gehoben. Die nächste Schleuse V bei Stauwerder liegt erst mehr als 9 Kilometer östlich von der Schleuse IV. Auch von dieser Kanalstrecke sind schon mehr als 4 Kilometer ausgebaut und mit Wasser gefüllt, an der Reststrecke werden die Erdmassen ausgehoben.

Bei Kilometer 31,0 des neuen Kanals hebt sich die Schleuse V bei Stauwerder weit aus dem stark ansteigenden Gelände hervor. Wuchtige, mit schlesischem Granit verblendete Mauern tragen die dreistöckigen Aufbauten und die Bedienungsbrücken, die die Maschinen für den Antrieb der schweren eisernen Tore enthalten. 10,3 Meter Gefälle müssen von den Schiffen an dieser Schleuse wieder überwunden werden.

Östlich der Schleuse V führt der hier bereits auf 6 Kilometer fertiggestellte Kanal durch das Gebiet der großen Staubecken bei Stauwerder. Die Reichswasserstraßenverwaltung nutzt hier die riesigen, von den Kohlengruben zur Sandgewinnung bereits ausgebaggerten und noch bis etwa 1956 auszubaggernden Baggerlöcher dazu aus, um bei Hochwasser die kleinen Flüsse Drama und Klodnitz aufzufangen und so große, bis zu 80 Millionen Kubikmeter betragende Wasservorräte zu gewinnen, die in Trockenzeiten an die Oder zur Erhöhung der Schiffbarkeit abgegeben werden sollen.

1937 soll das erste, 10 Millionen Kubikmeter Wasser fassende Becken gefüllt werden; ein See von 1,4 Quadratkilometer Größe wird hier von Menschenhand geschaffen.

Bis zum Jahre 1944 wird ein zweites Becken von 4,1 Quadratkilometer Fläche entstehen, das 34 Millionen Kubikmeter Wasser fassen soll. Und 1956 wird ein dritter Stausee von fast gleichen Abmessungen hergestellt sein, so daß dann 80 Millionen Kubikmeter Wasser für die Speisung der Oder aufgespeichert werden können.

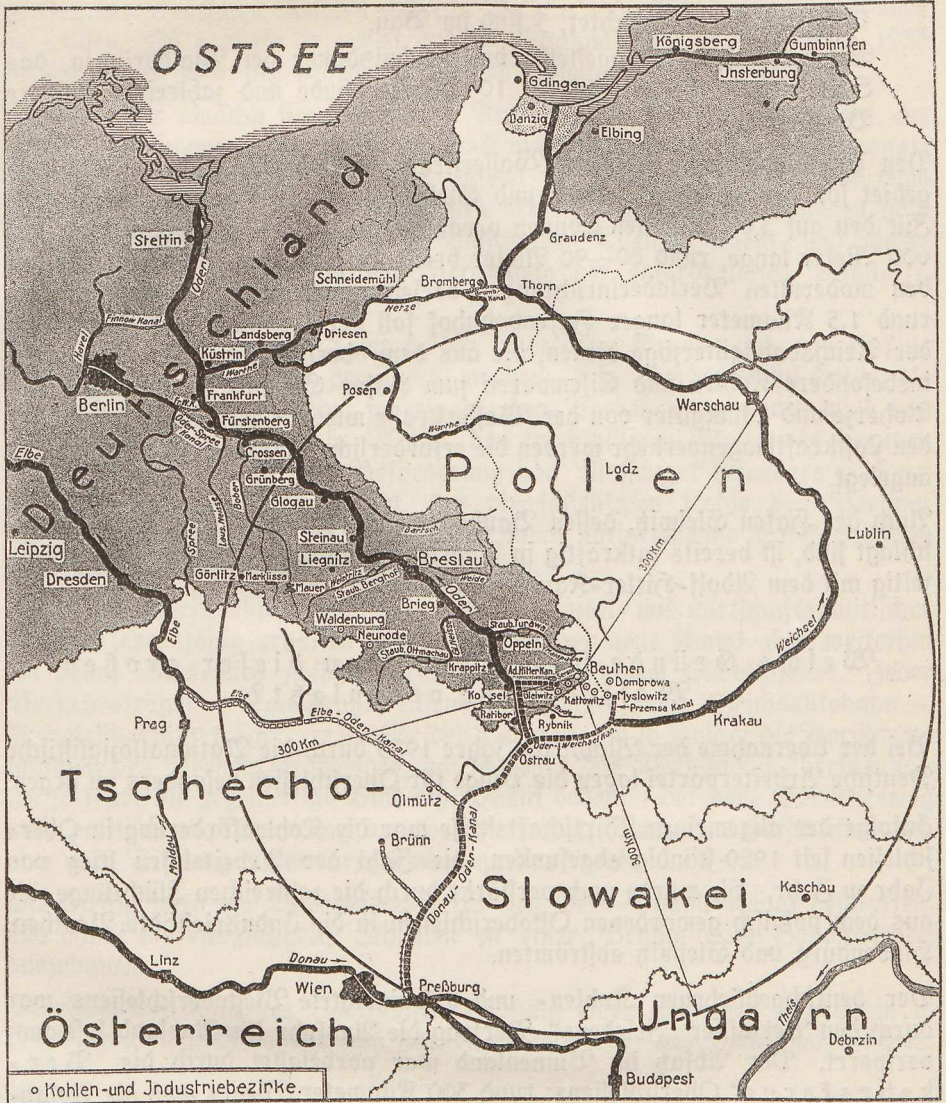
Bevor der Kanal den Ort Laband erreicht, kreuzt er die Reichsbahnstrecke Heydebreck—Gleiwitz. Auf einer 86,0 Meter weit gespannten, eisernen Brücke wird die Reichsbahn über den Kanal hinweggeführt. Die Widerlager dieser Brücke sind hergestellt, der eiserne Überbau ist in der Ausführung begriffen.

Östlich von Laband wird die letzte Schleuse VI des Kanals mit 4,2 Gefälle errichtet.

Auf 40 Kilometer Gesamtlänge des Kanals werden die Schiffe in 6 Doppelschleusen von 72 Meter nutzbarer Länge und 12 Meter Breite um insgesamt 43,6 Meter gehoben. 5 Millionen Kubikmeter Boden sind auszuschachten, außer den 6 Schleusen sind 24 Eisenbahn- und Straßenbrücken, zwei Düker, mehrere Wehre, zahlreiche Dienstgehöfte und kleinere Bauwerke zu errichten, bis der Kanal fertiggestellt ist.

Nur 5½ Jahre stehen für diese Riesearbeit, die 44 Millionen RM. an Baukosten erfordert, zur Verfügung — soll doch der Adolf-Hitler-Kanal





1938 fertiggestellt sein, um gleichzeitig mit dem Mittellandkanal, der Hannover mit Berlin verbindet, in Betrieb genommen werden zu können.

In der bisherigen Bauzeit von  $3\frac{1}{4}$  Jahren sind folgende Leistungen vollbracht:

rund 23 Kilometer Kanalsstrecke sind fertig ausgehoben, davon sind 21 Kilometer bereits mit Wasser gefüllt; weitere 9,0 Kilometer sind im Bau und bereits größtenteils fertiggestellt;

5 Doppelschleusen sind in der Ausführung begriffen, davon werden 3 in wenigen Monaten fertiggestellt sein;



13 Brücken sind errichtet, 5 sind im Bau.

Außerdem sind fertiggestellt: der Klodnitzdükker bei Waldbrücken, das Segmentwehr bei Flössingen, 10 Dienstgebäude und zahlreiche kleinere Bauwerke.

Den Umschlagverkehr zwischen Wasserstraße und oberschlesischem Industriegebiet soll der zwischen Laband und Gleiwitz geplante Hafen bewältigen. Für den auf 3,0 Millionen Tonnen veranschlagten Verkehr werden hier zwei 600 Meter lange, rund 80—90 Meter breite Hafenbecken ausgebaut, die mit den modernsten Verladeeinrichtungen versehen werden sollen. Ein großer, rund 1,5 Kilometer langer Hafenbahnhof soll der Ordnung und Verteilung der Reichsbahngüterzüge dienen, die aus dem oberschlesischen Industriegebiet insbesondere Kohlen und Eisenwaren zum Hafen Gleiwitz heranbringen und Roherze und Stückgüter von der Wasserstraße wieder übernehmen sollen. Für den Lastkraftwagenverkehr werden die erforderlichen Straßen und Parkplätze angelegt.

Auch der Hafen Gleiwitz, dessen Baukosten auf 13,5 Millionen RM. veranschlagt sind, ist bereits tatkräftig in Angriff genommen, — soll er doch gleichzeitig mit dem Adolf-Hitler-Kanal fertig werden.

### Welche Gründe haben den Bau dieser großen Wasserstraße veranlaßt?

Bei der Übernahme der Macht im Jahre 1933 durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei lagen die Dinge für Oberschlesien besonders im argen.

Infolge der allgemeinen Wirtschaftskrise war die Kohlenförderung in Oberschlesien seit 1929 ständig abgesunken, die Zahl der Arbeitslosen stieg von Jahr zu Jahr. Sie wurde noch verstärkt durch die zahlreichen Flüchtlinge, die aus dem polnisch gewordenen Ostoberschlesien in die Industriestädte Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz abströmten.

Der deutschgebliebenen Kohlen- und Eisenindustrie Westoberschlesiens war durch den Versailler „Friedens“-Vertrag die Ausfuhr ins Ausland fast ganz versperrt. Der Absatz im Binnenland war vorbelastet durch die „Verkehrsferne“ Oberschlesiens: rund 300 Kilometer Weges muß die Absatzware befördert werden, bis sie ein ausreichend breites Absatzgebiet erreicht. Sie mußte sich katastrophal für Oberschlesien auswirken, sobald der Mittellandkanal im Jahre 1938 fertiggestellt war und nun die Ruhrkohle das Absatzgebiet um Berlin herum auf diesem billigen Wasserweg erreichen und dort die oberschlesische Kohle verdrängen konnte.

Vor allem aber fehlte in Oberschlesien das Bewußtsein, daß die damalige Regierung sich tatkräftig für das von drei Seiten vom Ausland umgebene, schwer um sein Dasein kämpfende Grenzland einsetzte.

Diese unglückliche Lage änderte sich mit einem Schlage nach der Machtübernahme: Der Führer erkannte die Notwendigkeit, Schlesien als den Südost-



pfeiler des Deutschen Reiches und als Brücke nach Südosteuropa ausbauen zu müssen. So ordnete er neben anderen Maßnahmen im September 1933 persönlich den Bau des neuen Kanals von Coselhafen bis Gleiwitz an.

Dadurch war zunächst für viele Jahre Arbeit in Oberschlesien geschaffen. Im Jahre 1934 konnten am Adolf-Hitler-Kanal während der Hauptbaumonate 2600 bis 2800, im Jahre 1935 im Mittel 2200 und im Jahre 1936 rund 2300 Volksgenossen auf den Baustellen Arbeit finden. Dazu kommen noch diejenigen Volksgenossen, die in der Maschinen-, Eisen-, Zement- und Steinindustrie mit der Gewinnung und Herstellung der erforderlichen Baustoffe, Maschinen usw. beschäftigt sind.

Die „Verkehrsferne“ wird durch den Bau des Kanals und des Hafens Gleiwitz ganz wesentlich gemildert werden: Die obereschlesische Kohle, die 90 v. H. des auf dem Kanal zu erwartenden Verkehrs ausmacht, wird von 1939 ab von Gleiwitz bis Berlin den frachtbilligen Wasserweg benutzen können, der gerade für die Beförderung von Massengut besonders geeignet ist. Die Regierung hat zugesagt, der obereschlesischen Kohle den Berliner Absatzmarkt gegenüber der Ruhrkohle durch entsprechende Tarifgestaltung auf dem Mittellandkanal erhalten zu wollen.

Wenn das obereschlesische Industriegebiet so in sozial- und wirtschaftspolitischer Hinsicht lebensfähig erhalten wird, so bildet der neue Kanal aber weiterhin ein neues Bindeglied zwischen dem Reich und seinem Südostpfeiler. Jeder Verkehrsträger — Landstraße, Eisenbahn, Wasserstraße, Reichsautobahn — ist zugleich Kulturträger. Je stärker der Verkehr, um so inniger die Berührung zwischen den Verkehrstreibenden, um so besser das Verständnis füreinander, um so fester die gegenseitige Bindung. Damit bedeutet der neue Verkehrsweg auch politisch eine Stärkung des Grenzlanddeutschtums in Oberschlesien und eine neue Bindung dieses Grenzlandes an das Reich.

Gleichzeitig wird die Voraussetzung für den Oder-Donau-Kanal geschaffen, und damit die Möglichkeit, Schlesien zu einer Brücke nach Südosteuropa auszubauen.

So bildet der Bau des Adolf-Hitler-Kanals einen wichtigen Markstein in der Entwicklung Schlesiens zum starken Südostpfeiler des Deutschen Reiches.





# Straße zum Schacht

Von Gunther Hohenstein

Durch die Berge unter der Eule jagt der Sturm. In den Schnee wühlt er sich ein, in den Wäldern rast er umher. Bricht, poltert, wütet, tobt. Droben im schwarzverhangenen Himmel krallt er sich fest, reißt riesige Felsen heraus und stößt sie hastig hinweg. Aus den geschlagenen Malen aber weint die gläserne Helle des Tags. Nebel fließen herab, und Träne um Träne sinkt in das klagende Land. Die Luft ist stehend kalt. Wenn ein Baum unter der Wucht des Sturmes stöhnend zerbricht, dann klirrt dieser Schrei schmerzhaft umher, bis er irgendwo fern in den Spitzen der Äste erfriert.

Das ist die Stunde, in der Wendelin Ruter heimkehrt. Eine lange Straße ist er gegangen. Wenn er hinter sich sah, heute... gestern und vor Jahren, so schien sie ihm unermesslich und immer von tausend Bildern der Not und Schrecken verstellt. Nur damals, wo er sich zum ersten Male aus der Hütte seiner Eltern hinauswagte und sah, wie sich diese Straße hell und lustig zwischen den blauen Bogen der Wälder zu den Bergen emporschwang, war sie freundlich und einladend zu ihm gewesen. Damals hatte er an sie geglaubt und seine große kindliche Sehnsucht und Liebe mit ihr in die rätselummobene Ferne verträumt. Aber sie hatte ihn bitter getäuscht. Eine Kindheit ohne Freude, eine Jugend voller Hunger und Arbeit. Wie oft hatte er die Stunden im Schacht verflucht und wieder verflucht — bis er lernte, daß die Hölle da oben bei den anderen tausendmal grausamer war. Bis er den Haß und die Verblendung und die brutale Wut von denen selbst spüren mußte, die durch Geburt und Heimat seine Brüder waren. Aber es kam noch schlimmer. Die Gruben wurden geschlossen. Die Zechen lagen tot. Vor ihren Toren schrien die Massen in Verzweiflung auf. Er aber saß in der Hütte am Fenster. Seine Augen wurden starr, sein Mund verkniffen, und in sein Antlitz schnitt das Elend jener Tage ein Mosaik von tausend Bitternissen ein. Was war er wert, was konnten seine Hände taugen, die zitternd voller ungehemmter Schwäche in dem Schoße lagen? Draußen aber — draußen flammte das Volk in seinem Innersten auf. Die Glut dieses Brandes loderte bis in die letzte Hütte, heßte den einen dahin, den andern dorthin und fiel wie ein tierisches Rasen über die Menschen. Der Vater ging zu den Toten, die Schwester wurde zur Dirne, aber er... er, der geweint hatte um ein paar Hände Arbeit, der gestorben wäre für eine Stunde Glück, er litt am meisten unter der Un-erträglichkeit dieser Tage. Bis er es nicht mehr aushielt, bis ihn das Grauen und die Scham schier verbrannte und ihm das Entsetzen vor jedem neuen Morgen den Atem vom Munde riß. Da peitschte es ihn auf. Mutter, Heimat, alles... alles vergessend heßte er hinaus, jene Straße entlang, die er einstmal geliebt hatte, wie nur ein Kind in ein lockendes Rätsel verliebt sein darf. Nur fort! Wo konnte das Elend unerträglicher sein? Was hatte er jetzt noch zu fürchten?



Aber die StraÙe war erbarmungsloser als alle Leiden bisher. Durch Hunger und Kälte, durch alle Tiefen des Elends und der Not stieß sie ihn weiter und immer weiter. Die Sohlen wund von der Blut des Sandes, den Rock zerrissen, die Seele zerbrochen, so schritt er dahin im Feuerofen jener Tage. Hundertmal stand er wie sie alle im Banne des Wassers. Hundertmal riß er sich los. Und wie er zogen sieben Millionen Arbeiter über Deutschlands StraÙen. In den Städten und Dörfern und drauÙen in der Fremde. Das war nicht mehr Heimat. Arme Brüder! Der Haß aber stieg, und Mord und Feuer wuchsen ins Ungeheure . . .

Wendelin Ruters StraÙe ging ihrem Ziele zu. Nun ist er am Ende eines Kreislaufs wieder in die Heimat gestellt. Was wird sie ihm geben — und was kann er ihr bringen? Der Sturm peitscht ihm spitze Eiskristalle ins Gesicht. Dort unten, fast ängstlich an die Hänge des Berges gedrückt, liegen die arm-seligen Hütten seines Dorfes, und da, ganz hinten, halb schon im Walde versteckt, die seiner Eltern. Genau so, wie damals . . . — Aber kein Hund bellt ihn an. Kein Kind ruft ihm zu. Im Hausflur die Tür, von grauen wuchtigen Schränken flankiert, bleibt ihm fremd. Die Hand sucht zitternd den Griff. Mit grellem Schrei dreht sich die Angel, bis ihm vom Fenster her die schmale Gestalt einer Frau konturenhaft entgegendämmert. Sonst nichts als Leere . . . totenstille, angstverhaltene Leere. Wendelin Ruters Arme sinken fassungslos herab . . . „Mutter . . .“

Heimkehr. Die Hände schnitzen ihr Leid in Tannenholz, und viele kleine Totenköpfe gloÙen seitdem vom Wandbrett herab. Eine wahnsinnige Stille ist über ihn gekommen, wie sie nur in Menschen wohnt, deren Seele viele Male gestorben ist.

Aber im Dorfe bricht es auf. Männer und Frauen kommen hervor, reden, schreien . . . lachen und singen, Fahnen wehen von allen Siebeln. Die Lautsprecher schmetternd es in die Welt: Einer ist da, der gekämpft hat vierzehn Jahre um die Seele des Volkes, vierzehn Jahre um die Macht für dieses Volk. Einer ist da, der seine Not fühlt, der die Kraft und den Willen hat, ihm zu helfen. Und dieser eine hat gesiegt! Darum ist Jubel im Dorf, als hätte es niemals den Haß gegeben wie in den Städten. Ja, ja, Wendelin Ruter kannte ihn. Er hatte von ihm gehört, damals auf jener StraÙe. Aber er hatte nicht mehr glauben dürfen. Hier oben in den Bergen, hier unter den Kumpels hatte das Elend den Glauben getötet. Und nun? O Gott, konnte denn jetzt noch einer helfen?

Monate vergehen. Schon kommt hier und da einer in Arbeit. Ihre Augen schauen zuversichtlicher, und ihr Händedruck ist fest und bestimmt. Aber Wendelin Ruter und die meisten anderen — es ist fast das ganze Dorf — werden nirgends eingestellt. Arbeit — Arbeit! Sie glauben an den Führer, ja, plötzlich ist er ihr Führer. Sie wollen es so. Sie brauchen einen, dem sie vertrauen dürfen, auch in der tiefsten Not.

Da — einer hat es gesagt und Tausende tragen es weiter: Die Nickelwerke fangen wieder an. Das alte, vor Jahren eingestellte Nickelbergwerk stellt



bald, vielleicht morgen schon, die Kumpels ein... viele Kumpels, ganz sicher alle Brüder aus dem Dorfe hier. Das muß ja so sein. Seit Wochen schon werden die Stollen erneuert. Morgen... nein, heute noch wollen wir hin. Die Nickelwerke stellen ein!

Die Straße nach Frankenstein ist schwarz von Menschen. Auf Rädern und Wagen und zu Fuß eilen sie. Ein Gedanke treibt alle: Arbeit!

Das ganze Dorf ist eingestellt! Ja, es ist wahr, die Nickelwerke fangen wieder an. Wendelin Ruter, warum kannst du nicht weinen? Der Schmerz aller Jahre bricht in ihm auf. Die Augen brennen in den Höhlen, ehe sich Träne um Träne zu lösen vermag. Dann wirft er die Arme empor, als wolle er mit ihnen gerade in den Himmel hinein. Werden sie es noch schaffen — die Arbeit im Schacht? Ja... ja... jubelt er sich selbst zu. Du bist jung; und du bist stark, wenn du arbeiten darfst.

In den Türen und Fenstern der Hütten hängen die Bilder des Führers. Blumen stehen dabei. Kein Heiliger wurde je im Dorfe mehr gefeiert als dieser schlichte Mann. O, man soll nicht lächeln und tadeln, wenn Kinder diese Bilder küssen und Frauen sie anbeten. Sie leben in der Einfalt ihres Herzens, und ihre Frömmigkeit ist der tiefste Ausdruck ihrer Liebe. Nur wenige können ermessen, was der Führer ihnen bedeutet. Keiner vielleicht hat ihre Not gekannt. —

Der Abend senkt sich müde in das Gras. Das Läuten ferner Glocken zittert in den Halmen. Die satte Fülle des Sommers atmet Ruhe und Frieden. Wendelin Ruter sieht die Straße sich hell und freundlich zwischen den blauen Bogen der Wälder zu den Bergen emporschwingen, wo ein heller Feuerchein aus Gruben und Schächten herübergrüßt. Und wieder läßt er seine Seele mit ihr ziehen wie ehemals als Kind. Heute führt sie die Kumpels zur Arbeit, hinauf zu den Schächten — zu ihrer Heimat.





# Ein Kieselstein

Von H. G. Rehm

Ein Kind sitzt am Wege und flicht sich goldene Butterblumen zum Kranz, eine schöne Frau steht vor dem Spiegel und legt einen blitzenden Schmuck auf die schimmernden Falten ihres Abendkleides, ein Bildhauer steht vor dem Block und holt Formen weichen, treibenden Lebens aus dem toten und kalten Gestein. Ein Trieb ist es, der sie alle beseelt: der Wille zur Form, der Wille zur Schönheit. Dieser Wille ist es, der sich in alle Erscheinungsformen menschlichen Lebens Bahn bricht, er wirkt bestimmend in Siedlungsformen, wie in der Technik, am reinsten aber tritt er hervor in der Kunst und im Schmuck.

Schöne, leuchtende Steine haben von je auf den Menschen einen unabwiesbaren Reiz ausgeübt, und ob er sie auch aus dem Staube der Straßen erworben hatte, er nannte sie Edelsteine: sie waren begehrt, der Handel der Welt zog sich nach ihren Fundplätzen und der Maßstab allen materiellen Wertes wurde edles Metall und edles Gestein.

Auch unser heimatlicher Boden birgt edles Gestein. Vor ungefähr zwei Jahrhunderten fand man in Schlesien den Chrysopras und später entdeckte Dr. Traub den schlesischen Nephrit.

Ein Edelstein in Schlesien. Bei dieser Vorstellung denken wir vielleicht unwillkürlich an die blutige amerikanische Goldsucherromantik, wir denken an abenteuerndes Volk, an Barackenstädte geldgieriger Diamantwäscher, die irgendwo im dürren Sande Südafrikas stehen, wir denken aber nicht an harte eifrige Arbeit bei oft kärglichem Verdienst.

Grün wie das Kleid unserer Mutter Schlesier sind die edlen Steine, die sie uns bietet. Aber sie ist auch hier eine gute Mutter, sie schenkt nicht, sondern sie hat auch hier vor den Erfolg den Schweiß gesetzt.

In einem Steinbruch hat im Jahre 1885 Dr. Traub den schlesischen Nephrit entdeckt. Man hatte ihn beiseitegeräumt, denn dieser unglaublich harte Stein war für den Straßenbau ungeeignet. So ging der alte Steinbruch von Hand zu Hand, wohl wußten seine Besitzer um die Kostbarkeiten, die er barg, aber die Versuche, die Schätze zu heben, scheiterten an der Schwierigkeit des Abbaues. Es waren eben keine Diamanten, die man aus dem Sande wäscht, sondern wie die Zwerge der Sage hielt der Fels seine Schätze eifersüchtig und treu in seinen härtesten Kammern verborgen. Erst 1933 begann die Jordansmühler Nephritgesellschaft ihr Werk und ließ sich nicht durch Schwierigkeiten und Fehlschläge abschrecken.

Eigenartig der Anblick des Rohmaterials, das hier verarbeitet wird. — Edelsteine, da erwarten wir etwas Glänzendes, Flimmerndes, das seinen Wert froh nach außen zeigt! Aber da ist nichts von alledem. Vor uns liegen gebrochene Steine, grau und unscheinbar, ähnlich denen, wie wir sie an jeder



Neubaustraße finden. Wenn wir aber den Stein anhauchen, dann beginnt er an vielen Stellen eine milchiggrüne Färbung anzunehmen. Das sind die Einsprengungen von Nephrit, der sich in grünen Adern durch das Gestein zieht. Aber der rohe Stein verrät nur einen kümmerlichen Teil seines Geheimnisses, das Ganze gibt er erst heraus, wenn die kundige Hand des Schleifers ihn bearbeitet.

Mit Stahlklingen, die mit Diamantstaub besetzt sind, geht der Schleifer den schweren, harten Blöcken zu Leibe, aber auch dies Werkzeug, das gewiß nicht weich oder zimperlich ist, ist dem Material nur zum Teil gewachsen. Für einen einzigen Schnitt durch den Stein benötigt man mehrere solcher Klingen. Zum Beweis für die Härte und Festigkeit des Gesteins möge folgender Vorfall dienen, der uns sagenhaft anmutet: Ende des vorigen Jahrhunderts überwies ein Bonner Juwelier einen Block Nephrit, der zur Bearbeitung zu hart war, an die Firma Krupp mit der Bitte, ihn mit dem Dampfhammer zu bearbeiten. Der Erfolg war, daß der Stein ganz blieb, aber der Stahlabboß in Stücke ging. Dies über die Güte und Haltbarkeit des Gesteins, diese Güte bürdet jedoch auch dem Käufer des Schmuckes eine Verantwortung auf. Falsch ist es, einen Schmuck zu kaufen, wie man einen Kragenknopf oder einen Zentner Preßkohlen kauft. Ob man wenig oder viel Geld dafür anlegen kann, spielt keine so sehr große Rolle, die Hauptsache ist die Persönlichkeit des Käufers. Als Abbild dieser Persönlichkeit wird der Schmuck von Hand zu Hand, von Generation zu Generation gehen. Unser schlesischer Nephrit aber ist gerade durch seine Vielgestaltigkeit einer der ausdrucksvollsten Halbedelsteine. Es gibt wohl eine Menge ähnlicher, nicht aber zwei gleiche. Wir finden den schlesischen Nephrit vom fast schwarzen Olivton bis zum hellsten Grasgrün, dazu finden wir ihn noch in weißen und rosa Farbönen. Wenn andere Steine durch ihren glashellen Glanz schön wirken, so tut es der Nephrit durch seine schöne Musterung und Färbung. Nicht umsonst hat dieser Stein als Jade in den alten Kulturen Japans und Chinas dem Diamanten fast gleichgestanden. Gegenstände aus Jade waren die vornehmsten Geschenke der Großen jener Reiche, und in dem feinen Glanze jenes grünen Steines spiegelt sich am schönsten das Gewordene einer alten Kultur.

Ein gütiges Geschick hat den schlesischen Nephrit davor bewahrt, in schlechter Form in Erscheinung zu treten. Dadurch, daß der ganze schlesische Nephrit in der Hand der Gesellschaft ist, besteht die Gewähr, daß die an sich schon wertvollen Steine nur in guter Fassung und Verarbeitung zu uns auf den Markt kommen. Diese Gewähr aber wird dem Stein in den Augen des Käufers einen hohen Platz sichern, ebenso wie die Gewähr, daß das Geld, was er für diesen Schmuck ausgibt, fast ausschließlich in Form von Arbeitslöhnen dem deutschen Arbeiter zugute kommt.

Schimmernd, vielgestaltig und farbenfreudig wie unsere Heimat selbst, ist der Nephrit ihr getreues Abbild und Produkt. Als solches ist er in die Kultur unserer Heimat eingegangen. Schulzenstäbe, Petschafte, Ringe, Anhänger und Ringsteine werden heute geformt und getragen aus dem grünen Edelgestein der schlesischen Muttererde.



# Beim schlesischen Brunnengießer

Von Peter Steinbach

Die Arbeit am Holz gehört zu den schönsten handwerklichen Arbeiten überhaupt. Das Holz wird immer den Eindruck des Ursprünglichen und Gewachsenen vermitteln, und man hat, sieht man etwa einem Stellmacher bei seiner Tätigkeit zu, oft genug das Gefühl, als stehe dieser Mensch, der da hobelt, sägt und zusammenfügt, dem lebendigen Leben viel näher als unsereins, der nur in den Läden geht und das fertige Erzeugnis erwirbt, ohne zu wissen, wie es entstand. Ja, man wird, wenn man sich erinnert, daß all die Gegenstände aus Holz, mit denen wir den Tag über zu tun haben, einmal Blätter trugen und mit diesen Blättern in den Chor einfielen, den die Wälder seit ewig singen, das Holz und die Arbeit an ihm mit Ehrfurcht betrachten.

Nun ist zu Tisch, Stuhl und Bett und den tausenderlei Dingen aus Holz, die deswegen doch nicht „hölzern“ zu sein brauchen, im Laufe der letzten Jahrzehnte der Schi hinzugekommen, und mit seiner Einführung ist da und dort, vor allem natürlich in den Orten des Wintersports, das Schimachen entstanden; auf handwerklicher Grundlage zumeist, die heutzutage auch dann als noch vorhanden zu betrachten ist, wenn die notwendigen Vorarbeiten wie Zurichten und Hobeln von der Maschine besorgt werden. Als ich zum erstenmal in der Werkstatt eines schlesischen Schimachers stand, sah ich sogleich, daß die Maschine in diesem neuen Handwerk keine diktatorische Herrschaft wie in manchen anderen Zweigen der Holzverarbeitung antreten kann. Sie wird zwar die Grundform des Werkstückes maßgeblich beeinflussen, aber dann hat die Hand in mühevoller Kleinarbeit dem Schi das eigentliche Gesicht zu geben; und wenn irgendwo das Wort vom Schweiß des Angesichts, in dem man sein Brot verdienen müsse, Gültigkeit hat, dann hier.

Der Meister, der mich selbst durch die Räume seines in Glaz gelegenen Betriebes führt, packt als besorgter Handwerker sogleich mit seinen Wöten aus, die ihren Ursprung in erster Linie in der schwierigen Holzbeschaffung haben. Das mutet den Laien im Augenblick absonderlich an, denn Holz, so meint er, wächst doch allenthalben genug. In der Welt vielleicht, aber nicht bei uns. Die gute, einzeln wachsende Gebirgseiche, aus der in Deutschland der Schneeschuh im allgemeinen gearbeitet wird, ist rar geworden. Sie wurde runtergeschlagen, und es wird lange dauern, bis die nächste Eschengeneration herangewachsen und schlagreif ist. Daß nicht nach Lust und Laune eingeführt werden kann, versteht sich von selbst, und diese Einschränkung bezieht sich auch auf das zähe, für die Schieberstellung so trefflich geeignete amerikanische Hickoryholz. Bedenkt man ferner, daß der Rohstoff mindestens ein Jahr lagern muß, soll das Erzeugnis hohen Ansprüchen genügen, dann kann man



sich ein Bild von der gewissenhaften Berechnung machen, die auch im kleinsten Betrieb angestellt werden muß, sollen keine Verwicklungen eintreten.

Im größten Raum der weitläufigen Werkstatt sind die meisten Handwerker mit der Feinarbeit am halbfertigen Stück beschäftigt. Seine rohe Gestalt erhält der Schi durch die Maschine. Er nimmt dabei die Form der jeweils zur Verwendung kommenden Modelle an. Abweichungen von der Lehre sind nicht möglich und die für den besonderen Zweck aufgestellte Type (Courren-Langlauf-Sprungski) bleibt gewahrt. Daß Stärke und Trockenheit des Holzes, peinliche Beachtung der Fasernlage, sorgfältigstes Ausputzen des von der Formung kommenden Werkstückes und endlich das vielfältige und zeitraubende Lackieren eine entscheidende Rolle spielen, soll nur am Rande vermerkt sein. Wer die Enden seiner Schneeschuhe schon einmal im Rucksack heimwärts trug, wird es kaum für möglich halten, daß die Schnelligkeit, mit der sie auf wahrscheinlich leichtsinniger Talsfahrt zu Bruch gingen, in keinem rechten Verhältnis zur überlegten Ruhe steht, mit der sie von fachkundiger Hand in Dampf und Hitze hübsch aufgebogen werden. Die übrigen Arbeiten, das Anbringen der verschiedenartigen Bindungen oder der Stahlkanten für die ganz Zünftigen, hat mit der eigentlichen Schmacherei nur mittelbar zu tun. Erwähnt soll aber doch sein, daß die Frage der wirklich besten Bindung nach wie vor ungelöst ist. Lediglich über die Huitfeldtbindung ist das Urteil gesprochen. Sie scheidet, da bei ihrer Anbringung der Schi durchstemmt wird, dadurch also von seiner Festigkeit verliert, nach der Bewährung der aufschraubbaren Bindungen langsam aber sicher aus der Konkurrenz.

Dutzende von fertigen Schneeschuhen in Reih und Glied aufmarschiert zu sehen, das ist ein eigenartiges Bild. Liebevoll zeigt mir der Meister dies und jenes besonders wertvolle Stück. Er versteht die Brauchbarkeit eines Schneeschuhs aus Erfahrung einzuschätzen, gehört er doch zur Auslese der schlesischen Läufer und „zwoa Brettel, a g'führiger Schnee“ bedeuten auch ihm die ganze Seligkeit des Winters.

Nun wäre noch ein Wort darüber zu sagen, daß das Können des Handwerkers sich an den mehr oder weniger geschickten Beinen seiner Kunden zu bewähren habe. Aber hier ist es nun einmal so, daß erst der saubere Schilaufstil dem gut gearbeiteten Schneeschuh zum Sieg verhilft und dem Besitzer sowohl des sauberen Laufstils als auch des guten Schneeschuhs die große Freude des Könnens und Genießens schenkt. Nur wer den Schilaufer aus dem Fußgelenk heraus versteht und den „Verlobungshügel“ nicht als das A und O des Wintersports ansieht, wird erleben, daß handwerkliche Kunst in eine Latte aus Esche oder Hickory wahre Wunder hineinzaubern vermag.

Haben wir also, die wir uns an den Hängen der herrlichen schlesischen Berge üben, Ehrfurcht vor dem Holz an unseren Füßen. Es wuchs in den hohen Wäldern, die wir so gerne aussuchen, und es ist uneigennützig genug, uns Sonntag für Sonntag zu ihnen und zur Pracht des Winters hinzutragen.





*Das Brettel wird gezogen*

Aufn.: Rassiga, Breslau





*Beim Durchbiegen*

Aufn.: Rassiga, Breslau





*Der letzte Schliff*

Aufn.: Rassiga, Breslau





Aufn.: Landesfremdenverkehrsverband Schlesien

*... und dann - raus ins Gelände!*



# Umher Eulendorf

Von Herbert Müller, Schlaupitz

Innichten der langen Sudetenkette mit ihren vielen herrlich bewaldeten Rämmen, kühnen Bergen und zahllosen liebreizenden Tälern liegt das Eulengebirge. Wer das Schatzkästlein der schönsten schlesischen Landschaften auskosten will, der muß auch diesem Fleckchen Erde seinen Besuch abstatten! Was die Natur hier an Anmut und Harmonie einer immer bescheidenen und bisher zu wenig gekannten Bergwelt schuf, ist ein kostbares Kleinod unseres Gaaes.

Zwischen Glatzer Neiße und der Weistritz erstreckt sich von Südosten nach Nordwesten der 37 Kilometer lange Gebirgszug, an dem gebietsmäßig die vier schlesischen Kreise Glatz, Frankenstein, Reichenbach und Waldenburg Anteil haben. Der Hauptkamm erreicht in der Hohen Eule mit 1014 Meter seine bedeutendste Höhe, diese und die nächsthohen Bergkuppen — Ascherkoppe 856 Meter, Sonnensteine 962 Meter, Sonnenkoppe 952 Meter — liegen sämtlich im Reichenbacher Kreis. Wenn man das Gebirge aus der Nähe betrachtet, so erfährt das Auge zumeist nur die überall bewaldeten niedrigeren Vorberge, die den dahinter verlaufenden hohen Kamm verbergen. Aus größerer Entfernung aber bietet sich in schön gezeichneter Form der ganze Gebirgszug; die Hohe Eule und ihre Nachbarn grüßen weithin ins schlesische Land. Zwischen den Ruppen liegen Einsattelungen, in denen sich ebene Wiesen ausbreiten, Plänel genannt. Ihre durchschnittliche Höhe beträgt 800 Meter. Der schönste und in einsamer Bergwelt abgeschlossenste verträumte Wiesenplan ist die *Ladestatt* (890 Meter) zwischen Ziegenrücken und der Hohen Eule, ein für Wandertreffen, Spiel und Tanz in Gottes freier Natur geschaffener Platz.

Die Einsenkungen waren die gegebenen Stellen zur Anlage von Straßen über das Gebirge. Von Langenbielau aus führt eine Chaussee über das Volpersdorfer Plänel nach *Neurode*, der emsig werkenden kleinen Bergstadt, in deren Umgebung hochragende Fördertürme, rauchende Schloten und glutspeiende Roksöfen die Gewinnung des schwarzen Diamanten aus schlesischem Erdreich bekunden. Die Peterswaldau-Neuroder Chaussee windet sich in zahlreichen bergbezwingenden Kurven hinauf zum Hausdorfer Kreuz. Hier fesselt die Natur jeden Wanderer mit einer beglückenden Schau ins tiefliegende Land zu längerem Verweilen. Weit drunten im langgezogenen Tale grüßt das liebliche *Steinkundorf*, einer der beliebtesten Erholungsorte des Eulengebirges. Dahinter breitet sich in schollenschweren, fruchttragenden Fluren die *Reichenbacher und Schweidnitzer Ebene* bis hinüber zum Vater Jobten, der schon seit grauer Vorzeit treue Wacht über das ihm anvertraute schöne Schlesielerland hält. Aus allen Bäumen und



Sträuchern, aus der kleinsten Blume atmet wohlthuender Bergfrieden, über Millionen ihr ewig schönes Waldlied singende Wipfel schweift der Blick in die Ferne, entrückt dem Lärm des Tages, erfüllt uns ein seliges Gefühl, das stille Andacht oder beglückendes Jubeln, in allen aber tiefe Ergriffenheit ob der erhabenen Schönheit bewirkt. Hier wird uns wahrlich bewußt, warum man die Eulenberge immer die Berge der Stille nannte! Sie sind es auch heute noch trotz des schon gesteigerten Ausflugs- und Urlauberverkehrs und des weiteren Entstehens von anheimelnden Gebirgsbauden, von denen zwei, die Kreuz- und Zimmermannsbaude, am Hausdorfer Kreuz zum gastlichen Verweilen einladen.

Nicht minder schön ist die Landschaft, durch die die Reichenbach-Wüstenwäldersdorfer Chaussee über die Sieben Rurfürsten verläuft. Die an der höchsten Stelle liegende Baude „Sieben Rurfürsten“ ist nach sieben Nadelbäumen benannt, die früher dort standen. Berg, Wald und Feld, sonnige Hänge, schattenfassende Schluchten, rauschende Gebirgsbächlein bannen in wechselvollem Durcheinander die Blicke des Schauenden. Aus dem grünen Wipfelmeer grüßt vom Ramm der wuchtige Bismarckturm von der Hohen Eule, im Tale drunten erklingt das Geläute der Steinfeldsdorfer Kirchen, freundlich lugen die Giebel und Dächer dieses idyllischen Ortes hervor, hinter den Bergen hält hier und da ein kleines Dorf seinen Dornröschenschlaf. Die Sänger des Eulenlandes können diese Bergheimat nicht treffender preisen als in ihrem Sängerspruch:

„Berg und Wald und Fruchtgefülle,  
Überglänzt vom Himmelblau,  
Deutscher Sang und deutsche Treue  
Grüßt im Lied den Eulengaul!“

Was sich im Sommer und Herbst in malerischer Pracht dem Auge bietet, ist im Winter mit Schnee bedeckt ein weites Märchenreich. Tief hängen die Zweige, schwer tragend und doch so stark und froh. Jeder hohe Baum und jedes kleine Bäumchen wird uns zu irgendeiner Märchengestalt. Schneeverweht schaut am Bergeshang ein spitzer Giebel keck in die Winterwelt. Da beginnt Schisportlers herrliche Zeit! Freudestrahlend werden schon wochenlang vorher die Brettel bereitgestellt. Auf einsamen, schmalen Waldwegen und Schneisen gleitet man in schönem Langlauf weite Strecken des Gebirges entlang, in Steilsfahrt kann es auch blitzschnell hinab in die Täler gehen. An hohen Sprungschancen geben sich die besten heimischen und auswärtigen Sportler gern ein Stelldichein, die hier erzielten Rekorde haben es in sich! Herrlich ist es zur Winterzeit im Eulenlande!

Wo die Natur in dieser Bergwelt so überreich Schönheit spendet hat, da wohnt ein treuer Menschenschlag, den man immer gern haben muß. Manch einer, der vom Eulengebirge hört, verknüpft leider auch heute noch mit diesem Wort die Vorstellung vom armen, hungernden Weber, dessen Not in früheren Jahrzehnten in ganz Deutschland bekannt wurde. Gewiß hat der ehemalige



Handweber mit seiner ganzen Familie fleißig werken müssen, um den notdürftigsten Lebensunterhalt zu verdienen. Und die Quellen, die berichten, daß diese mühsamen Menschen Hunger litten, sind nicht falsch! Die Zeit hat notwendigerweise auch hier Ausgleich und ernährende Berufstätigkeit geschaffen. Das Seklapper des Webstuhls ist heute nur noch in wenigen kleinen Häusern zu vernehmen, die besonders von Ausflüglern gern aufgesucht werden. Dafür arbeiten Tausende Männer und Frauen in den großen Webereien und Spinnereien der langgezogenen Fabrikorte Langenbielau und Peterswaldau im Reichenbacher und Wüstewaltersdorf und Wüstegiersdorf im Waldenburger Kreis. Die Weberstadt Langenbielau hat ihr Gepräge durch die ausgedehnten Betriebsanlagen der weltbekannten Firma Christian Dierig erhalten, die mit anderen Werken in der Textilindustrie Deutschlands führend ist. Erfreulicherweise konnten seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus fast alle der damals vielen Erwerbslosen eingestellt werden. Betriebsführungen und -gesolgchaften arbeiten zukunftsfröh und beseelt von dem gemeinsamen Gedanken, im Zeichen des wirtschaftlichen Wiederaufbaues Deutschlands und der Durchführung des Vierjahresplanes werteschaffend mit an vorderster Stelle zu stehen. So ist der Weber von heute ein wirtschaftlich gesicherter, geistig interessierter Volksgenosse, der aus der Zeiten Not und Wende gelernt hat.

Und der Bergbauer? Dort, wo am hochgelegenen Hang Wald und Feld sich in reinsten Harmonie herrlich vermählen, bebaut er mit dem Fleiß und der Liebe seiner Väter die heimatliche Scholle. In 800 Meter Höhe steilliegende Fluren zu bestellen, ist meist mehr als mühsam. Dazu gehört eine naturgebundene Kraft und Fähigkeit, die diesen prächtigen Menschen allen eigen ist. Wir lieben sie, unsere Bergbauern, die das ewige Ringen um die Scholle wortkarg, dafür aber um so stärker und treuer gemacht hat!

Beide, Weber und Bauer, geben mit ihrer Art heute dem schönen Eulengebirge den guten Klang starken und frohen schlesischen Menschen- und Volkstums.





# Um Lounsborgum im Eulengebirge

**„Kraft durch Freude“ belebt das Eulengebirge**

Die Entsendung von „RdF.“-Urlaubern aus allen Gauen Deutschlands in die schönsten Gegenden unseres Vaterlandes hat vielen Aufnahmegebieten mit einer ungeahnt schnellen Belegung einen starken Antrieb verliehen. Es ist das große Verdienst der NSG. „Kraft durch Freude“, daß sie sich in der Auswahl der Ferienbleiben nicht nur von dem guten Namensklang der bisher bekannten und geschätzten Landschaften bestimmen ließ, sondern daß sie darüber hinaus in weitem Maße Neuland entdeckte und beschickte. Damit ist manches Gebiet, das die Natur mit einer Fülle von Schönheit glücklich segnete und das dennoch irgendwo traumverloren einen Dornröschenschlaf hielt, plötzlich zu lohnender Betätigung erweckt worden.

Die Erkenntnis, daß im Zeichen der Reisetätigkeit des gesamten deutschen Volkes jede landschaftlich schöne Gegend wert ist, Urlauber aufzunehmen, hat in die Herzen vieler emsiger Bewohner sonniges Licht gestrahlt. Ihr kleines Berghaus mit traulichen anheimelnden Stübchen, der reiche Blumengarten, ein plätschernder Bach und die buntgetupfte Wiese am Hang, dies kleine Idyll inmitten eines herrlichen Bergreiches erfreut auf einmal Feriengäste von weither, die sich in der kurzen Zeit ihres Urlaubs nicht sattsehen können. Ist es da ein Wunder, wenn sich überall fleißige Hände regen, um hier und da zu verbessern und zu verschönern? Und am meisten erfreulich ist die Tatsache, daß die Gewißheit einer stärkeren Urlauberbeschickung in den nächsten Jahren manchem Quartierwirt den Mut gibt, ein neues Haus zu bauen oder das bestehende durch An- und Ausbau wesentlich zu vergrößern. Diese und andere von Gemeinden finanzierten Bauvorhaben sind nicht nur ein wichtiger Faktor in der Vervollkommnung der Quartierorte, sondern sie bewirken mit der Erteilung von Aufträgen in den verschiedensten Berufs-  
zweigen eine fühlbare Belebung der Wirtschaft.

Was hier allgemein gesagt ist, hat zu Beginn des Jahres 1937 für das Eulengebirge besondere Gültigkeit. In den im Reichenbacher Kreis gelegenen fünf Urlaubergemeinden werden bereits diesen Monat einige der geplanten zahlreichen Projekte in Angriff genommen.

Das herrlich gelegene Steinseifersdorf war der einzige Urlauberort, der bisher kein Freibad besaß. Wo in schönster Bergwelt Luft, Licht und Sonne gespendet wird, da darf auch das Wasser nicht fehlen; unsere Urlauber haben das Vorhandensein von Freibadeanstalten im Eulengebirge besonders

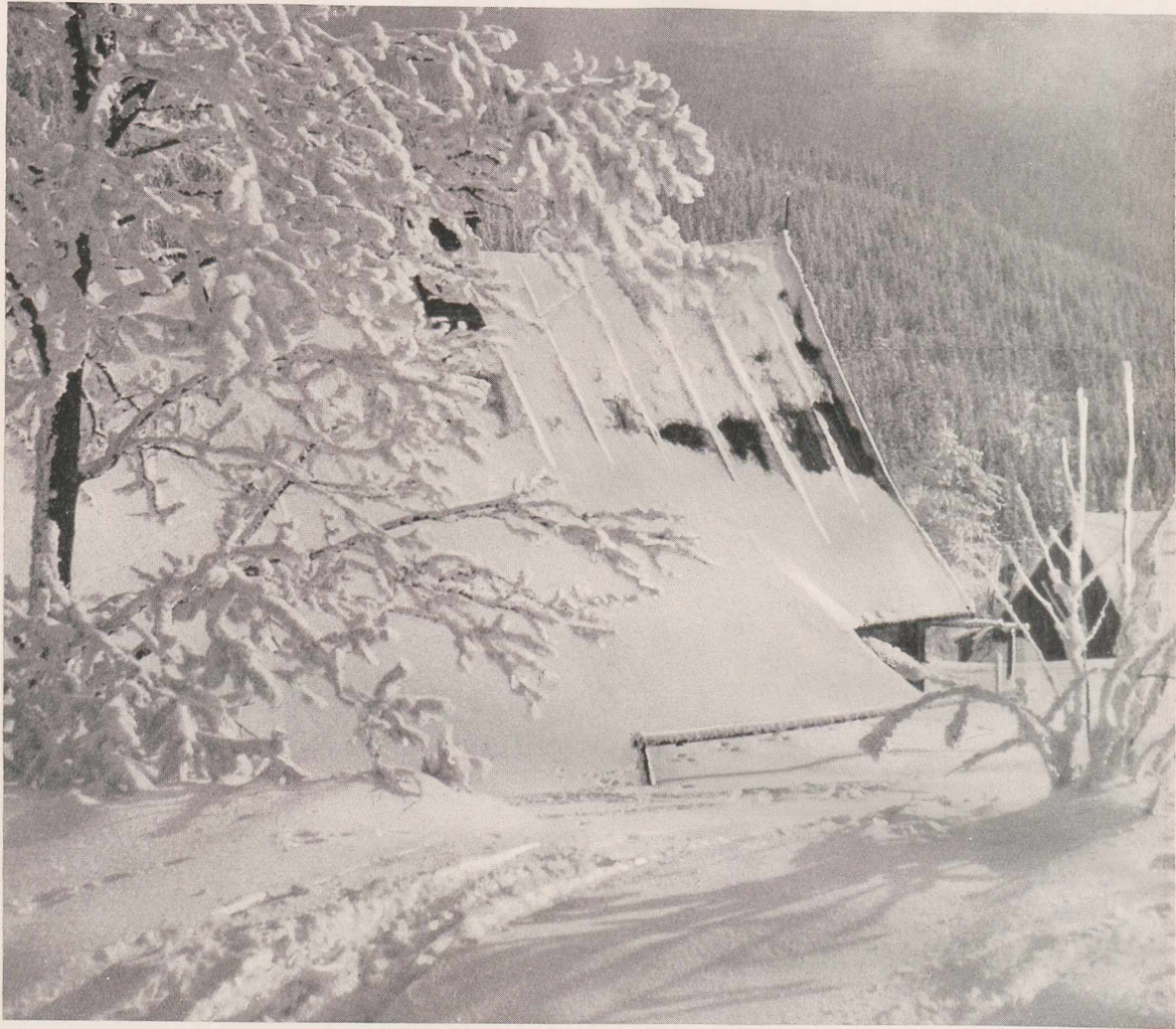




*Fleißige Hände am Werk: Baudenneubau im Eutengebirge*

Aufn.: Schreck, Peterswaldau (Eule)





Aufn.: Schreck, Peterswaldau (Eule)

*Das Skiquartier*





*Morgen im Euledörfel*

Aufn.: Landesfremdenverkehrsverband Schlesien





Aufn.: Landesfremdenverkehrsverband Schlesien

*Vor der Ausfahrt*



begrüßt und sich an heißen Tagen gern im kühlen Raß getummelt. Nunmehr wird Steinseifersdorf das ihm noch fehlende Freibad errichten. Die Anlage ist auf einer schön gelegenen großen Wiese neben dem Gasthaus „Preußisches Haus“ geplant und soll zu Beginn der Ferienzeit fertiggestellt sein.

Dort, wo ein schöner Bergweg von einer der zahlreichen Chauffeekurven Steinseifersdorf—Raschbach abzweigt und in das weltabgeschiedene Schmiedegrund führt, wird eine neue Baude entstehen, deren Bau gerade in diesem herrlichen Teil des Eulengebirges äußerst wichtig ist. Diese Baude, die einen kleinen Saal, einige Sasträume und zwanzig Zimmer mit 40 bis 50 Betten enthalten soll, wird in gefälligem Bergstil errichtet werden und inmitten der herrlichen Landschaft ein Schmuckkästchen darstellen. Ein Bergbach sprudelt munter durch das schöne Wiesengelände; sein Wasser füllt dann einen kleinen Teich, der neben Gärten- und Terrassenanlagen der Baude ein freundliches Rahmenbild geben soll. Zur guten An- und Abfahrt von Wagen und Omnibussen plant die Gemeinde Steinseifersdorf oberhalb der Baustelle die Schaffung eines geräumigen Parkplatzes. Die Ausführung dieses Projektes findet Anerkennung und Unterstützung der Behörden; unser Eulengebirge wird also in einigen Monaten eine weitere schöne Bergbaude aufweisen, die selbstverständlich im ganzen Jahre zur Aufnahme von „RdF.“-Urlaubern zur Verfügung steht.

Das saubere Peterswaldau, in dessen oberem dem Walde zustrebenden Ortsteil regelmäßig viele Feriengäste wohnen, rührt sich ebenfalls. Gast- und Quartierwirte sind bestrebt, durch Ausbau und Renovierung neuer Zimmer künftig mehr Räume zu besitzen; so wird vor allem das „RdF.“-Vereinslokal, die „Slogerei“, in diesem Jahre bedeutend mehr Urlauber aufnehmen können.

Läuft man die Peterswaldauer Chaussee weiter bergan, so gelangt man nach kurzem Marsch in das herrlich gelegene Steinkundorf, das sich in zahlreichen Talwindungen inmitten fruchtbarer Auen bis zum Fuße des Eulenkammes hinzieht. Dieser geschätzte und beliebte Urlauberort schuf im Vorjahre ein von frischem Bergwasser gespeistes, sauber ausbetoniertes Freibad, dessen Umgebung nunmehr mit blumengeschmückten Terrassenanlagen versehen werden soll. An den zahlreichen zu Seitentälern und Vorbergen abzweigenden idyllischen Wegen werden in Kürze überall holzgeschnitzte Wegweiser stehen, deren Personen — Förster, Bauer, Holzhacker, Kutscher usw. — mit den humordollen kurzen mundartlichen Inschriften bodengewachsen sind und in natürlich heimatlicher Art unseren Gästen den Weg weisen werden. Im „Schweizerhaus“, einem altbekanntem Ferienheim, verleiht uns ein eifriges Klopfen und Hämmern zu kurzer Besichtigung. Dieses geräumige Haus ist vom Soldatenbund (Reichsführer Gauleiter Schwede-Roburg) erworben worden und wird vom Keller bis zur Dachkammer hinauf einer vollständigen Renovierung unterzogen. Die Fremdenzimmer, in denen 50 bis 60 Gäste übernachten können, weisen Zentralheizung und fließendes Wasser auf. Nach Fertigstellung wird diese Gaststätte eine der schönsten und für Unterbringung von „RdF.“-Urlaubern bestens geeignete Ferienbleibe sein.



In schmaler, von steilen Bergen begrenzter Schlucht liegt Neubiela u, die dem Eulemassiv zustrebende Fortsetzung der langgezogenen fleißigen Weberstadt Langenbielau. Hier werden in diesem Jahre fast alle Gaststätten, die mit Feriengästen belegt wurden, an- oder ausgebaut. Das in den Wald eingebettete „Goldene Sieb“, eines der in Sport- und Touristenkreisen bekanntesten Ausflugsziele, sowie die zehn Minuten talabwärts gelegene „Weidmannsra st“, deren humorvoller Herbergsvater, unser Schindler Moritz, weit und breit bekannt ist, gewinnen durch die vorgesehene Aufstockung verdoppelte Unterkunftsmöglichkeiten. Andere Lokale, so die „Obermühle“, der „Goldene Frieden“ und „Quoos“ werden ausgebaut und damit ebenfalls wesentlich vergrößert. Außerordentlich zu begrüßen ist ein vom Bürgermeister der Stadt Langenbielau, Pg. Gerstenberger, vorgesehenes Bauprojekt. In schönster Waldgegend werden zwei Blockhäuser im Bergbaudenstil errichtet, die eigens zur Unterbringung von „RdF.“-Urlaubern Verwendung finden. Schließlich führt die Firma Chr. Dierig im Neubiela uer Tale eine gründliche Verschönerungsaktion durch; mit einem gefälligen, dem Landschaftsbilde entsprechenden Häuseranstrich soll der Ort wieder sein altes Zillertaler Gewand erhalten. Übrigens wird Langenbielau in Kürze seine neue Weberschule, die erste Deutschlands, in Anwesenheit von Reichsleiter Dr. Ley einweihen.

W e i g e l s d o r f wird den Schloßteich zu einer gern besuchten Badeanstalt ausbauen; einzelne Quartierwirte dieses Ortes bereiten außerdem Haus- und Wohnverbesserungen vor.

Der dauernd zunehmende Urlauberverkehr hat alle Eulegemeinden erkennen lassen, daß ein sauberes, überall natürliches Ortsbild die beste Empfehlung und Werbung bewirkt. In diesem Zusammenhange schaffen die erwähnten Ferienorte Ortsstatute, in denen eine planmäßige Verschönerung aller Grundstücke durch Anstrich, Blumenanlagen usw. vorgesehen und verlangt wird.

Die vorstehenden Ausführungen sollen nur die größten und bereits jetzt festliegenden Projekte kurz skizzieren. Daneben arbeiten zahlreiche Eulebewohner, die ein zur Urlauberunterbringung geeignetes Haus ihr eigen nennen, je nach Vermögen an der Ausgestaltung ihrer Grundstücke zu wirklichen Ferienbleiben. Jede, auch die kleinste Verbesserung, wird begrüßt und von den zuständigen Stellen und der Kreisdienststelle von „Kraft durch Freude“ nach Möglichkeit gefördert.

Der Unternehmungsgeist unserer Wirte und Gemeinden wird in den nächsten Jahren belohnt werden. Und viele andere werden nachkommen und gleichfalls bauen und verschönern! Im Euleland regt es sich allenthalben; unsere Heimatfarben „Grün-Weiß“ sollen lustig und froh über dem schönen Stückchen Erde flattern, das heute bereits ohne Überheblichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, eines der schönsten Urlaubsgebiete Schlesiens zu sein. M. Sch.



# Horrido Grenzland

Durch alle Dörfer, in alle Hütten, weit in das Land und hinauf zu dem Himmel unserer oberschlesischen Heimat fliegt dieser Ruf einer kleinen Schar Hitlerjungen. Unbändiger Wille und trotzig Forderung klingen daraus. Dort, wo das Bekenntnis zum Deutschtum täglich aufs neue Kampf und Entbehrung, Mut und opfernde Liebe verlangt, wo aber dennoch und gerade deswegen die Treue zu unserer Volke immer am stärksten und heiligsten war, dort in den letzten und gefährdetsten Grenzdörfern steht die schlesische Grenzlandspielschar in zäher und freudiger Arbeit für unser Volkstum. Es ist einmalig, was diese schlesischen Jungen hier leisten; und es gibt auch im Reiche bisher keine andere Spielschar der Hitler-Jugend, die eine solch schwere und notwendige Aufgabe in gleicher Weise erfüllt. Nirgends ist das Gebot dieser Stunde größer als in Oberschlesien, gegen alle fremden Einflüsse das Bestehen unserer kulturellen Werte in der Seele des Volkes zu einem echten und lebendigen Bewußtsein erstarken zu lassen. Mit nicht gewollter, sondern immer wieder erlebter Freude gestalten die Jungen den Kumpels und Bauern ihren Feierabend. In harmloser Ausgelassenheit und wirklicher Kameradschaft gewinnen sie schnell die Herzen dieser Menschen, die sich freudig zur unlösbaren Einheit mit ihnen, mit dem ganzen Volke verbunden fühlen. So bringen ihnen die Jungen die Geschichte und das Zeitgeschehen unseres Volkes in Brauchtum und Sitten, Liedern, Sagen und Spielen nahe. In Stunden ernster Besinnung und im Kampfe um diese Werte gegen Agitation und verleumderische Propaganda wird ihnen dann das Vorbild und die Arbeit dieser Jungen innerer Halt, Wegweiser und Verpflichtung sein.

Vor nunmehr drei Jahren fanden sich etwa zwanzig schlesische Hitlerjungen zu einem Lehrgang zusammen, in dem sie wertvolles Lied- und Spielgut erwarben. Das war der Grundstein zu jener Grenzlandspielschar und der Beginn zu ihrer zähen, leidenschaftlichen Arbeit. Dann ging es auf Spielfahrt. Viele haben darüber gelächelt und den Kopf geschüttelt, weil sie es nicht verstehen konnten, daß Jungen in hauptberuflicher Tätigkeit das kulturelle Leben unseres Volkes ändern und gestalten wollten. Aber diese Jungen waren fest entschlossen, der leichtfertigen Untätigkeit nicht länger zuzuschauen, sondern vor allem den Brüdern im oberschlesischen Grenzlande das Vertrauen und den Mut und das Gefühl der wirklichen Verbundenheit mit dem ganzen Volke wiederzubringen. Es ist bezeichnend, daß gerade auf der Gegenseite wenige Wochen nach dem Beginn dieser Arbeit eine Zeitung den Wert und die Bedeutung der Grenzlandspielschar erkannte und hervorhob. Heute ist das Schaffen dieser kleinen Gemeinschaft von jungen Arbeitern, Schauspielern, Handwerkern, Kaufleuten und Studenten unlösbar mit dem kulturellen Leben Oberschlesiens und damit der gesamten deutschen Heimat verknüpft.



Freilich, oft ist es recht schwer bei dieser fahrenden Spielschar. Die Jungen müssen tüchtig arbeiten, um am Abend eine ordentliche Spielbühne zu haben. Manchmal ist in dem Gasthaus, in dem sie spielen wollen, überhaupt nichts Ähnliches vorhanden. Dann verstehen sie es, im Handumdrehen aus Sässern, Stangen, Tischen und Brettern einen Bühnenbau zu schaffen. Ja, mancher alte Theaterhase würde über sie genau so staunen wie die oft fassungslosen Wirte, die ihre, ach, so bunten und schönen Kulissen beiseitegestellt sehen. Dafür bilden dann einfarbige Vorhänge die „Stilbühne“. Bei allen Arbeiten besteht eine genaue Teilung. So gibt es neben Fachmännern für den besagten Bühnenbau Jungen, die für die Beleuchtung, Reklame, Kassenfachen, Quartierseine usw. zuständig sind.

Wie bei jedem ähnlichen „Unternehmen“ ist die Reklame für den Erfolg sehr entscheidend. Neben Presse, Plakat, Propagandamarsch und Ankündigung des Reichssenders im „Ruf der Jugend“ ist es die persönliche Haltung der Jungen, die die Bevölkerung zum Besuch ihrer Abende veranlaßt. Überhaupt geschieht die Aufnahme in den einzelnen Dörfern mit einer überaus herzlichen Liebe und Gastfreundschaft.

In Annaberg fragten wir eine Frau nach dem Standort der Spielschar. Natürlich wußte sie Bescheid. Auf die Frage, ob sie vielleicht selbst einen Jungen im Quartier hätte, meinte sie bedauernd: „Ach nein, ich hab' ja selber sechs . . .“ „Aber Sie kommen doch heute abend?“ „Ja, freilich, mit allen sechs!“ Und so denkt jeder im Dorf.

Am Vormittage des Spieltags — es sind etwa drei in der Woche — wird meistens für die Schuljugend gespielt. Sicher gibt es keine dankbareren und leidenschaftlicheren Zuhörer, als Kinder. Es ist eine reiche Freude, in ihr andächtiges und staunend fragendes Gesicht zu schauen, ihr freudiges Mitsingen und ihren begeisterten Jubel zu hören. Aber auch die Erwachsenen geben den Kleinen in ihrer Erlebnisfähigkeit manchmal kaum etwas nach. Wenn Martin S a l l e r t, der Schöpfer und Führer der Grenzlandspielschar, ihnen von den „Jungens“ und dem, was sie geben wollen, erzählt, dann ist auch schon jede Hemmung vorbei. Alles lebt mit. Lieder, die bald jeder singt, Lachen, ja sogar gemeinsames Schaukeln, Stampfen und Klatschen schließen schnell alle zu einer großen Gemeinschaft zusammen, in der sich so jeder in scherzhafter Freude und harmloser Ausgelassenheit von einem schweren Arbeitstage zu lösen und zu erholen vermag.

Recht häufig werden sogenannte S c h a r a d e n aufgeführt; Rätselspiele, von denen jedes einzelne eine Silbe oder auch mehrere bedeutet, die vom Zuhörer erraten werden müssen. Diese ergeben zusammengesetzt das Rätselwort, das dann alle gemeinsam nennen. Zum Beispiel: „Ein“ — „Topf“ — „Gericht“. Solche Scharaden machen oft sehr viel Spaß. Sie waren auch früher im Volk und in der Gesellschaft sehr beliebt.

Im Mittelpunkt eines solchen Abends steht ein längeres Spiel von stark geprägter kultureller Bedeutung. Die „Vorarbeit“ hat den Menschen bereits innerlich so zu lösen und andererseits zu erfassen verstanden, daß dieses Stück



ohne Ermüdung und ebenso begeistert aufgenommen wird wie alles Vorangegangene. Es sind Spiele von jungen deutschen Dichtern wie S a i d u k (Gleiwitz) C o l b e r g, L u s e r k e und andere, in denen das Volk selbst lebt und so den Menschen zum Vorbild wird. Keine Wirklichkeit wird vorgetäuscht, sondern Deutung und Verdichtung des Zeitgeschehens allein sind es, was die Jungen geben wollen. Daher fallen auch alle Kulissen im altüblichen Sinne weg; und es ist oft genug der Fall, daß sich die Darsteller vom Bühnenraum lösen und das Spiel auf den immer vorhandenen Vorraum und die Stufen, die zum Saale hinab führen, tragen. Das schafft sofort die innere Verbundenheit und zwingt geradezu die Schauenden zum Mitgehen. Dadurch erklärt es sich auch, daß manchmal, wenn jede Beleuchtungsanlage fehlt und Petroleumlampen an ihre Stelle treten, dann der Kontakt und somit auch der Erfolg am stärksten ist. So wird auch in bühnentechnischen Dingen hier die Forderung der nationalsozialistischen Weltanschauung erfüllt. Die Darsteller selbst beherrschen, dank ihrer bejahenden und leidenschaftlichen Einstellung zu dem Stoff und einer oft wahrhaft großen Begabung, weit über das Maß eines „Laienspielers“ hinaus die ihnen hierdurch gestellten Aufgaben. Vielleicht vermag später einer der Jungen, die vielfach das Theaterfach einschlagen wollen, aus dieser Schule heraus mit neuen und guten Ideen das heute sehr umstrittene Gebiet der Bühnengestaltung und der Darstellung zu befruchten. —

So zieht die Grenzlandspielschar von Dorf zu Dorf. Überall die gleich schwere Arbeit, überall die gleiche Liebe und Begeisterung. Aber diese Jungen sind nicht nur die Gebenden, sondern sie schöpfen mit vollen Händen aus der Tiefe des Volkstums. Was sie bringen, empfangen sie doppelt aus den Herzen der Kumpels und Bauern zurück. Denn das ist die zweite und große Aufgabe der Schar: das Volk und die Heimat immer tiefer zu erkennen und immer leidenschaftlicher zu lieben. Dann wird es niemals möglich sein, den einen Teil vom anderen zu trennen und zwischen Haß und Unverständnis sein Volkstum zu vergessen. So arbeitet die Grenzlandspielschar für diese Stunde der Entscheidung und ebenso und stärker für das ewige Bestehen der Gemeinschaft. Die Haltung der Jungen aber, die nicht ein Deutschland schlechthin, sondern ein Vaterland im Geiste des Nationalsozialismus, im Geiste der Verbundenheit von Volk und Heimat kennen, ist geboren aus der unbändigen Liebe zur Freiheit. Nicht ein Freisein von allen Bindungen, sondern eine Freiheit zur großen Tat, die in ihrem Lied „Nur der Freiheit gehört unser Leben“ sinnfälligen Ausdruck findet:

„Daß die Heimat den Frieden soll finden.  
 Schauen wir nach dem Feind . . .  
 Freiheit ist das Feuer,  
 Ist der helle Schein.  
 Solang sie noch lodert,  
 Ist die Welt nicht klein.“

G. S.





Schlesisches Bauernhaus

Holzchnitt von Bodo Zimmermann



# Bauernhaus bei Nacht

Von Hermann Gaupp

Der Sturm jagt pfeifend um das Haus;  
Vom nahen Wald ein Käuzchen schreit;  
Im Ofen kracht das letzte Scheit;  
Die Magd geht schweigend ein und aus.

Die Kacke streicht um Spind und Bank;  
Die Lampe gibt nur trüben Schein;  
Die Magd geht schweigend aus und ein;  
Der Totenwurm klopft in dem Schrank.

Die Uhr hebt laut zu schlagen an;  
Erstrocken weint im Schlaf das Kind;  
Die Kacke streicht um Bank und Spind;  
Durchs Fenster blickt ein fremder Mann.

Der weiße Mond steht überm Haus;  
Der Bauer spricht das Nachtgebet;  
Die Ahne horcht, wer draußen steht;  
Ein Windstoß löscht die Lampe aus.

(Aus: „Stiller Weg“,  
Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau)



# Was der Inzumbur brachte

Wer nach dem „Tag der nationalen Solidarität“ das Morgenblatt aufschlug, konnte mit Genugtuung feststellen, daß Schlesien mit einem Mehr von 46 000 RM. gegenüber dem Vorjahr seine vorbildliche Opferbereitschaft erneut bewiesen hatte. Wir erinnern uns auch dankbar des Besuches unseres inzwischen zum Reichskommissar für den Vierjahresplan ernannten Beauftragten Wagner, der eigens nach Breslau geeilt war, um durch den Einfluß seiner Person das schlesische Sammelergebnis so günstig zu beeinflussen. Aber noch eines anderen Besuches sei gedacht: Korpsführer Hühnlein besichtigte die schlesischen Motorstürme und begrüßte die vor Ort in der Juliengrube in Oberschlesien arbeitenden NSKK.-Männer. In den Bereich der Deutschen Arbeitsfront fielen die Einweihung der DAF.-Siedlung „Glück auf“ am Butterberg oberhalb Waldenburg durch Gauobmann Merz und der Abschluß der Ausstellung „Drei Jahre Kraft durch Freude“, die Wochen hindurch Zehntausende von Volksgenossen nach dem Poelzigbau an der Breslauer Jahrbundhalle zog, die sich von den bisherigen Leistungen und künftigen Plänen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ ein anschauliches Bild machen konnten.

Im übrigen trug der Weihnachtsmonat das Gepräge der Festtage. In den schlesischen Teichen setzte das Abfischen ein, und es mag zur Hebung des Heimatstolzes beitragen, wenn wir erfahren, daß unsere Provinz mehr als ein Drittel der gesamten deutschen Teichfischerzeugung liefert. Die Zeitungsnotiz „Lebhafte Weihnachtsverkehr im Gebirge“ mag mancher dagegen mit einem regenfeuchten Auge gelesen haben. Petrus meinte es nämlich mit den Bauden Besitzern und den künftigen Anhängern des weißen Sports diesmal gar nicht gut, und wenn auch die Reichsbahn im großen ganzen zufrieden sein durfte — den naturhungrigen Städtern wurde der Schnee, sofern er überhaupt vorhanden war, gründlich zu Wasser. Daß dem in den Monaten Januar und Februar nicht so ist, soll unsere zwerfichtliche Hoffnung sein. Schließlich genießen die schlesischen Gebirge nicht umsonst den Ruf hervorragender Wintersportmöglichkeiten, und wenn nicht alles trägt, werden wir noch oft genug im neuen Jahr aus dem Lautsprecher das verheißungsvolle „Ski und Rodel sehr gut“ hören.

Von kultureller Bedeutung war die Tagung der schlesischen Schrift-

steller in Reisse und die kurz darauf erfolgte Verteilung des schlesischen Dichterpreises. Daß Richard Strauß in der Breslauer Oper den Stab ergriff, bedeutete den Besuchern der „Frau ohne Schatten“ ein festliches Ereignis. Wie auch die Ausstellung „Die Straßen des Führers“ ein Ereignis war, zeigte es sich doch, daß der Künstler der scheinbaren Eintönigkeit einer Autostraße immer neue Ausdrucksmöglichkeiten abzurufen vermag.

Für die Bewohner der Odermetropole gab es gegen Jahreswende eine erfreuliche Nachricht: 1937 erhält Breslau nicht weniger als dreizehn Reichsveranstaltungen — unter ihnen das Deutsche Sängertest. St.

## NS.-Reichs-Symphonie-Orchester besucht Schlesien

Das NS.-Reichs-Symphonie-Orchester besucht im Augenblick im Auftrage des Amtes Feierabend der NSG. „Kraft durch Freude“ den schlesischen Gau. Es ist bereits jetzt, nach den ersten Gastspielen in Bunzlau, Landeshut, Landesbusch und Reichenbach festzustellen, daß die Reise des großen, trotz seiner „Jugend“ schon traditionserfüllten Orchesters eine Notwendigkeit ist. Die Provinz, die man von jeher das flache Land genannt hat, obwohl es vielleicht besser wäre, einmal von der flachen Stadt zu sprechen, ist von einem unbeschreiblichen Hunger nach guter, von guten Kräften dargestellter Kunst erfüllt. Nur so ist es möglich, daß ein Orchester von 92 Musikern mit dem ehrlichen Jubel der echten Kunstbegeisterung empfangen wird, nur so ist es möglich, daß bei den bisherigen Konzerten kein Platz mehr zu haben war, und nichts kann die enge Verbindung zwischen den Musikern und ihrem Publikum besser kennzeichnen, als die Tatsache, daß die Stadt Landeshut die Orchestermitglieder als ihre Gäste empfing.

Es sei aber noch eines weiteren künstlerischen Ereignisses von großer Tragweite gedacht: Zum zweiten Male kommt der Reichstheaterzug der Deutschen Arbeitsfront nach Schlesien, um auch im kleinsten Dorf dem wertvollen Theaterstück zum Durchbruch zu verhelfen. Beide Gastspielreisen, die des NS.-Reichs-Symphonie-Orchesters und die des Reichstheaterzuges, haben demnach das gleiche Bestreben: Die gute Kunst dem Volke zu vermitteln.



# Auf dem Wege zum deutschen Volkstheater

Von Hans Tessler

Intendant des Deutschen Grenzlandtheaters Görlitz

Wir „vom Theater“ fühlen heute befreit und beglückt, daß das deutsche Theaterwesen wieder auf festem Boden steht, nämlich dem vom Führer geschaffenen: In der Einigung und Festigung des Volkes und in der klaren Zielsetzung der Kulturpolitik, wie sie der Führer selbst in seinen großen Nürnberger Kulturreden verkündet hat. Das sind die unerrückbaren Grundlagen, aus denen hervor das deutsche Kulturtheater seine Erneuerung anstrebt, — ein Plan, eine Arbeit, auf weite Sicht gedacht und eingerichtet. Was aber heißt: Kulturtheater? Wir verstehen heute endlich in aller Wirklichkeit darunter das, wovon in früheren Jahrzehnten, ja seit mehr als einem Jahrhundert, nur im Sinne eines erträumten Ideals gesprochen und geschrieben wurde, wir verstehen darunter ein volksbedingtes Nationaltheater. Das ist ein Theater, das die Kennzeichen des oberflächlichen Geschäftstheaters: Konjunktur, Sensation, ordinäres Vergnügen, Starwesen ablehnt und das auf jener Gemeinschaft allein ruhen kann, die das Theater endlich wieder mit innerer Lebensberechtigung erfüllen und es als wichtiges Glied in den Kulturaufbau des neuen Reiches stellen wird: der Gemeinschaft von Werk, Bühne und Volk. Es sei nicht verhehlt, daß wir vielfach von dieser Gemeinschaft noch weit entfernt sind, daß Sonderwünsche und Einzelinteressen noch mannigfach die Erziehungsarbeit hemmen, die notwendig der Schaffung dieser Gemeinschaft vorausgehen muß und die zuallererst eine strenge und klare Selbsterziehung aller am Theater und für das Theater wirkenden Kräfte bedingt. Aber im allgemeinen wird man sagen müssen, daß die künstlerische Betriebsführung der deutschen Bühnen durchaus auf dem Wege zu dem großen Ziel ist; daß das Kulturtheater bewußt von der Grundlage des Ensembles und der Spielplanpflege aus arbeitet. Es bietet dem kunstfeindlichen Serienspiel ebensowenig mehr Raum, wie es sich von ensemblefeindlichen Sonderverträgen bevorrechtigter Stars oder von rein ästhetischen Gesichtspunkten im Spielplan abhängig machen darf. Der Spielplan darf auch keineswegs mehr von Zufälligkeiten in der Wahl der Stücke bestimmt sein, sondern er wird sich organisch ganz von Grund auf aus den leitenden Ideen der heutigen Kulturpolitik entwickeln müssen. Stelle

er früher oft ein allzu bequemes Sammelstadium dar, so wird er nun auf ein planmäßig aufgebautes, planmäßig zu verwirklichendes Gebilde zum wesentlichen Faktor der künstlerischen Führung des Theaters.

In diesem Spielplan muß sich allmählich der große Wandel des Theaters von innen her darstellen. Das Repertoire kann sich nun nicht mehr darin erschöpfen, vielen vieles zu bringen: sondern es wird den Sinn einer Pflege, es wird eine klare Linienführung erkennen lassen müssen. In der Auswahl der Werke aber, in ihrer Abstimmung zur Spielfolge eines Winters wird sich dieser Wandel klar und klarer offenbaren, — nicht in einer Spielzeit, vielleicht nicht einmal in zwei Jahren, denn wie gesagt: das neue Werden des deutschen Theaters hat erst begonnen, und es braucht seine Zeit zur natürlichen gesunden Entwicklung.

Der sich erneuernde Spielplan wird bei alledem gewisse dynamische Allgemeingesetze nicht verleugnen wollen; er wird zum Beispiel durchaus starke Gegensätze in sich tragen, die es möglich machen, daß neben der heroischen Dramatik jederzeit auch eine gute Unterhaltung, ein gutes Lustspiel Platz hat, aber sein entscheidendes Gewicht unter dem Gesichtspunkte hoher Beispielgebung wird das Repertoire in der verantwortungsbewußten Zusammenfassung solcher Werke tragen, die den Spielplan zum Spiegel unserer Kulturerneuerung machen. Das Repertoire, das wieder unter die Forderung des verantwortlichen Charakters gestellt wird, ist niemals mehr irgendeine Folge irgendwelcher Stücke, sondern es ist der lebendige Mittelpunkt des werdenden deutschen Volkstheaters, das in der Erweckung und Entwicklung echter Geistes- und Wesenskräfte, in der inneren Sammlung des Volkes auf die Darstellung hoher Vorbilder, Charaktere, Symbole hin wieder wahrhaft kulturell wirken wird. Diesem Spielplan also fällt eine im höchsten Sinne propagandistische und zugleich sammelnde, verbindende, vertiefende, geistig und seelisch fruchtbar machende Aufgabe zu. Es ist eine im letzten Sinne wieder schöpferische Aufgabe, — und von ihrer glücklichen Lösung wird die zukünftige Entwicklung unseres Theaters als eines wirklichen, im Willen unseres Führers liegenden Kulturfaktors des deutschen Volkes bestimmt sein.



## Die Breslauer Theater

### Opernhaus

Da der eigentliche Zweck dieser Berichte es ist, über diejenigen Werke, die erstmalig oder neuinszeniert im Spielplan der Breslauer Bühnen erscheinen, in gedrängtester Form einiges auszusagen, müssen zurückblickend die Neuinszenierungen des „Freischütz“ (als Festaufführung anlässlich des 100. Geburtstages von Carl Maria von Weber) und der Märchenoper „Das Christelflein“ von Hans Pfitzner genannt werden. Die romantische Oper

#### „Der Freischütz“

und ihr Komponist, der von 1804—1806 als achtzehnjähriger Kapellmeister an der Breslauer Oper entscheidend wirkte (die „Schles. Monatshefte“ vom September 1936 berichten darüber ausführlich) sind in letzter Zeit Gegenstand so zahlreicher Würdigungen, erschöpfender Betrachtungen und Festreden gewesen, daß es müßig wäre, hier noch einmal das Lebenswerk und die Bedeutung C. M. v. Webers zu umreißen. Aus der Fülle des Materials über „Freischütz“-Aufführungen in aller Welt sei lediglich die höchst kuriose Bearbeitung vorgeführt, die im Jahre 1879 die katholische Stiftsschule zu Einsiedeln (Schweiz) anlässlich einer Schultheater-Aufführung veröffentlichte. In Rückblick auf dieses Schultheater schuf die Direktion die Freischütz-Handlung in durchgreifender Weise um, derart, daß das weibliche Personal aus der Oper verschwand! Agathe wurde zum Knaben Richard als Sohn von Max, der bereits Eidam des Erbförsters Runo ist, und Annchen verwandelte sich in Heinrich, einen jungen Verwandten. Max wirbt nun, gleich Agathens Verlobten, um die Stelle des Erbförsters durch einen zu leistenden Probeschuß. So ist es jetzt sein Sohn Richard, der im Duett des zweiten Aufzuges um den Vater bangt, der in der großen Arie ihn erwartet, ihn endlich jubelnd begrüßt und im Tertzett ihn voll Schmerz wieder entläßt, der erheitert wird durch Heinrichs, seines Gespielen Fröhlichkeit, wobei Annchens Arie vom „Schlanken Burschen“ sich zum jugendfrischen „Lob des Lebens eines Reitermanns“ umgestaltet. An zahlreichen Stellen mußten Textworte in nicht immer glücklicher Weise umgeändert werden. Die Musik aber ist, wie das Buch beweist, vollständig gebracht worden. — Eine weit schlimmere „Bearbeitung“ leitete sich ein Wander-Theaterdirektor: Er gab den

„Freischütz“ als Schauspiel und bemerkte auf dem Zettel: „Da die Musik die Handlung stört, so wird dieselbe weggelassen!“ — Auch unsere Zeit hat sich an Bearbeitungen, insbesondere an Text-Erneuerungen, versucht, die als völlig verfehlt und überflüssig gelten müssen. Denn auch die aus ihrer Zeit heraus empfundene „Freischütz“-Dichtung, die Weber zur Komposition anregte, ist Volksgut geworden und uns wortwörtlich von Jugend an vertraut. Ein „zeitgemäß“ zurechtgemachter „Freischütz“ muß notgedrungen auf Romantik und Gespensterspuk verzichten und begibt sich somit seiner elementarsten Wirkungen. Inszenierungen in letzter Zeit haben dies zur Genüge bewiesen. Über allem steht letztlich die Frage der Werktreue, die nicht nur — wie oft einseitig gefordert wird — für das Werk Richard Wagners gilt, sondern für alle in deutscher Sprache geschaffenen Werke unserer Meister. Der Komponist der weihnachtlichen Märchenoper

#### „Das Christelflein“

Hans Pfitzner, dessen Opern „Palestrina“, „Der arme Heinrich“, „Das Herz“ in Breslau bekannt sind, hat sich in seinen Schriften vor allem um das Thema der Werktreue immer wieder bemüht („Werk und Wiedergabe“) und ihre Forderung mit fanatischer Feder dankenswert verfolgt. Wie auch Hans Pfitzner es ist, der sich unermüdet durch Schrift, Rede und Tat für die deutschen Romantiker einsetzt (Weber, Marschner, E. T. A. Hoffmann) und ihre weniger bekannten Werke der Vergessenheit entreißen will. So hat er anlässlich seines Vortrages über C. M. v. Weber am 1. Dezember 1936 im Breslauer Schloß mit Eindringlichkeit die Wiederaufführung der Weber'schen „Euryanthe“ gefordert.

Mit „Freischütz“ und „Christelflein“ stand „Cannhäuser“ im Weihnachtsspielplan der Oper, daneben ließen als heitere Auffüllung drei Operetten: Der klassische „Boccaccio“, der alte „Vizeadmiral“ von Millöcker (als „Heiratsnest“ neu bearbeitet) und die neuzeitliche „Marietta“ von Rollo. — In der Vorschau für den Monat Januar beansprucht die Erstaufführung der neuen Oper

#### „Dr. Johannes Faust“

von Hermann Reutter naturgemäß die größte Beachtung. Noch selten ist einer Oper in letzter Zeit ein so großer Erfolg bereitet worden, wie diesem „Doktor Faust“, der — in seiner Erweiterung und Umgestaltung



# Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 \* Ruf 27939

Jahresbeitrag 2.— R M.

Karten für die Theater, Konzerte, Zoo, Hallenschwimmbad u. ä. Ermäßigungen

durch den Textdichter Ludwig Andersen — geradenwegs von dem alten Puppenspiel herkommt, das schon Goethe zur Vorlage diente und alle Gemeinschaft mit den vorangegangenen großen Faust-Opern („Mar-garethe“ von Gounod, „Meisiofele“ von Boito, „Doktor Faust“ von Busoni) vermeidet. Unter Verwendung der Marlow'schen Dramatisierung und des Friedhofsmonologes aus Venäus Faust, schuf Andersen ein echtes und dichterisch wertvolles Opernbuch — auch das Buch zu Egk's „Zaubergerge“ stammt von Andersen — volkstümlich, derbkomisch, unerbittlich und voller wirksamer Gegensätze: der mittelalterliche Magier Faust, der für sein Vergehen hart bestraft und vom Teufel geholt wird; die Hofsphäre zu Parma; die derben Hanswurst-Küppelzonen alter Volksspiele.

Eine kurze Inhaltsübersicht sei versucht:  
1. Bild: Der grübelnde Faust verbindet sich mit Mephisto und unterschreibt einen Vertrag auf 24 Jahre. Sein Janulus Wagner nimmt Hans Wurst als Diener an. Hans Wurst beschwört die Geister und folgt auf einem Drachen seinem Herrn nach Parma.  
2. Bild: Die Herzogin von Parma und ihre Hofgesellschaft empfangen Dr. Faust. Dieser erprobt seine magischen Künste, befört durch sie die Herzogin und verschwindet mit ihr.  
3. Bild: Hans Wurst und Gretel sind in Mainz ein glückliches Paar geworden. In einer Kneipe muß Faust erfahren, daß er nicht der berühmte, sondern der berüchtigte Doktor Faust ist. Auch der in Gestalt eines einfachen jungen Mädchens erscheinende gute Geist vermag ihn nicht von seiner Bahn abzulenken, denn Mephisto tritt dazwischen. Das Mädchen stirbt in Faust's Armen.  
4. Bild: Nach zwölf Jahren ist Faust des Vertrages müde. Er will zu Gott zurück, aber wiederum befört ihn Mephisto — vor einer Friedhofskapelle — mit dem Gaukelbild der Venus, und Faust verpaßt die Möglichkeit, seine Seele zu retten.  
5. Bild: Die Studenten bringen dem ‚Rektor‘ Wagner in einem Stadtwinkel zu Mainz eine Ovation; der verzweifelte Faust aber wird von den Höllegeistern geholt....

Reutter hat eine Musik geschaffen, die die ganze Oper zu einer Einheit gestaltet in dem Sinne, daß Wort und Ton einheitlich zu wirken bestimmt sind. Wenn Reutter sagt,

er habe eine Oper schreiben wollen, in der es etwas zu sehen gäbe, in der die Sänger etwas zu singen hätten, und in der das Orchester nicht die Stimmen der Sänger übertöne, so darf man diese Absicht als voll und ganz gelungen ansehen. Das verständlich gesprochene Wort ist der selbstverständliche alleinige Träger der Handlung. Steigerungen untermalt und illustriert das Orchester dezent, aber stets plastisch und packend. Schließlich dort, wo das Unwirkliche, das Überirdische eintritt, erheben sich Gesang und Instrumentalkörper zu sphärenhaft hinreichender Musik, die Unwirkliches geheimnisvoller und schicksalhaft ausschwingen läßt. Die einzelnen Arien, Lieder, Balladen, Duette, Terzette und Chorsätze verschiedenster Prägung, verbunden durch dramatische Rezitative, sind größtenteils von einer leicht erfassbaren Schönheit. Es genügt festzustellen, daß die Melodie in weitestem Ausmaß wieder zur Geltung kommt.

Die Erstaufführung des „Dr. Johannes Faust“ in Breslau wird ein Gastregisseur aus Mannheim betreiben, wie man sagt, ein ehemaliger Mitarbeiter des von Mannheim nach Breslau verpflichteten Opernchefs Wülf. Dies ist wissenschaftlich wertvoll, weil wir daraus schließen dürfen, daß die reibungslose und selbstlose Zusammenarbeit der beiden verantwortlichen Leiter im Dienste des Kunstwerks hier eine Aufführung von letzter künstlerischer Geschlossenheit erzielen wird. Wenn auch das Erscheinen eines neuen Regisseurs von der Öffentlichkeit nicht mit derselben Beachtung begrüßt wird wie das eines neuen Dirigenten, den das Publikum ‚bei der Arbeit‘ beobachten kann, so weiß man heute doch, daß der Regisseur im wesentlichen Maße das Gesicht einer Bühne mitbestimmt. Weit mehr als früher nimmt der interessierte Opernfreund an Fragen der Inszenierung teil und ist weit eher imstande, die Regie-Auffassungen verschiedener Regisseure über dasselbe Werk zu vergleichen und kritisch zu betrachten (es gibt Opern, die fast in jeder zweiten Spielzeit ‚neu‘ inszeniert werden), als etwa über die musikalischen Auslegungen der verschiedenen Dirigenten (in ihren nur dem musikalisch geschulten Ohr spürbaren Tempo- und Dynamik-Schwankungen) auch nur vergleichsweise zu urteilen. Im Hinblick auf die erwähnte Gastregie darf die Hoffnung aus-



gesprochen werden, daß, an Stelle der in letzter Zeit üblich gewordenen Wissenschaftler auf dem Regiestuhl, nunmehr auch in Breslau wieder einmal der Vollblut-Theatermann und Praktiker seinen Einzug halten und uns mit dem so vielseitig verwendungsfähigen Sängermaterial ohne Stil-Experimente und geistreiche Tüfteleien und fern dem konventionellen Darstellungsschema echte lebendige Opernkunst vorführen möge! — Daß man zu Jahresbeginn den

### „Rosenkavalier“

wieder in den Spielplan aufnimmt, wird von allen Freunden dieser ergreifenden und witzigen Komödie begrüßt werden. Es ist Richard Strauß zu danken, daß er uns in einer Schaffensperiode der deutschen Oper, die seit den „Meistersingern“ und dem „Barbier von Bagdad“ keine einzige Musikkomödie hervorgebracht hat, den „Rosenkavalier“ schenkte und heiterste Stunden bereitet. Seit 25 Jahren steht nun der „Rosenkavalier“ neben den genannten Werken und beweist mit jeder Neuauführung seine auf weiteste Kreise ausgedehnte Anziehungskraft. Man darf behaupten, daß er die letzte Oper ist, die in einem tieferen Sinne populär geworden ist. Richard Strauß schrieb den „Rosenkavalier“ nach seiner „Salome“ und „Elektra“, Wagner die „Meistersinger“ nach dem „Cristan“, Verdi den „Falstaff“ nach dem „Othello“ — hier wie dort mag der Drang nach beruhigender Entspannung der durch Bilder düsterer Tragik aufs höchste erregten Nervenkräfte die Ursache dieser Aufeinanderfolge gewesen sein. — Ergötzlich ist uns heute die Erinnerung an die Sittenzensur, die diese harmlose Komödie zu bestehen hatte, um auf den ehrwürdigen Brettern der Kgl. Oper in Berlin (1911) zugelassen zu werden. Die szenischen und textlichen „Säuberungen“ (das anstößige Wort „Bett“ wurde restlos ausgemerzt) sind kuriose Dokumente für den Geist der Vorkriegszeit. Dem Komponisten, der uns jüngst die klangvolle „Olympische Hymne“ schenkte, sei mit seinem Oktavian zugerufen: „Die schöne Musik! Da muß ma weinen, weil's gar so schön is!“ — Die mit Spannung erwartete Neu-Inszenierung von Richard Wagners

### „Cristan und Isolda“

und Aubers „Fra Diavolo“ bereichern den


Januarspielplan um zwei Werke, die ihre Anziehungskraft auf zwei verschieden geartete Besuchergruppen ausüben werden. Es ist verständlich, daß der Besuch von „Cristan“ unter anderen Voraussetzungen erfolgen muß als der des lustigen „Fra Diavolo“. Erst nach einer langen inneren Vorbereitung soll derjenige, der mit dem übrigen Werk Wagners einigermaßen vertraut ist, „Cristan“ aber noch nie gehört hat, an dieses schwere und wie Wagner sagt, „furchtbare“ Werk herangehen. Es wäre eine Veräumdigung und in ihrer Auswirkung unbedachte Tat, wollte ein junger Mensch, der nichts von Wagner kennt (wohlverstanden immer von der Bühne her), bei diesem Werk mit ihm Bekanntschaft schließen! (Aber die wichtige Frage einer notwendigen „Erziehung zur Oper“ wird später ein Wort zu sagen sein.)

## Schauspielhaus

Der Weihnachtsspielplan brachte als Neu-Inszenierung Shakespeares köstliches Lustspiel „Viel Lärm um Nichts“ und die unverwüsthliche Moritat von der „Pfungstorgel“. Der Silvesterabend wurde auf fröhliche Art mit der Entstaubung der alten Posse „Pension Schöller“ gefeiert. Über diese Werke ist im Dezemberheft kurz berichtet worden. Neu im Januarspielplan und eine besondere Überraschung ist

### „Der Revisor“

von Gogol, der an Stelle der zurückgestellten angekündigten Uraufführung eingefetzt wurde. Allen denjenigen, die diese über hundert Jahre alte, aber noch heute lebendige Komödie von der Junk-Sendung her kennen, wird es besonders interessant sein, die Gogol'schen Gestalten nun einmal auf der Bühne in aller Beweglichkeit inmitten des russischen Kleinstadtmilieus beobachten zu können. Die lustige hintergründige Gesellschaft von dem kleinen Beamten, der für den großmächtigen Staats-Revisor gehalten und nun von Gouverneur, Richter, Postmeister und Schullektor umworben und bestochen wird, sogar die Gouverneurstochter zur Braut erhält — diese menschlich-allzumenschliche Geschichte mit ihren urkomischen Situationen dürfte auch den Breslauern wieder viele Stunden behaglichen Schmunnzels und befreienden Gelächters bereiten!

**Lyon** *Schnittmuster* seit 1865 führend in der Mode  
*Modenzeitungen* zeigt Ihnen stets  
 **Otto Liffmann + Breslau 1, Ring 2**



## Schlesischer Literaturspiegel

Robert Hohlbäum: „Zweikampf um Deutschland.“ 347 Seiten. In Feinen gebunden. Verlag Albert Langen / Georg Müller in München. 1936.

Unter den vielen geschichtlichen Romanen unserer Zeit sind nur wenige, die dem Volke wirklich nützen und zum entscheidenden Erlebnis werden. Denn unser Volk verlangt von seinen Dichtern heute mehr als nur die getreue Wiedergabe einer zufälligen geschichtlichen Begebenheit, weil es in ihren Werken den Zugang sucht zum Verständnis der großen geschichtlichen Zusammenhänge des deutschen Schicksals. Einer der wenigen Erzähler, der dieser Forderung in höchstem Maße genügt, ist Robert Hohlbäum, dessen „Stein“-Roman in kurzer Zeit bereits zu einem echten Volksbuch geworden ist. In seiner jüngsten Erzählung „Zweikampf um Deutschland“ hat er ein nicht minder bedeutendes Werk geschaffen, das tief in die Gegenwart hineinwirkt und eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Es schildert mit ausgezeichnete Anschaulichkeit die gärende Zeit des erwachenden Nationalgefühls in den Völkern der habsburgischen Monarchie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die großen umwälzenden Jahrzehnte, von den stürmischen Tagen der 48er Revolution in Wien an bis zu der heißerstrittenen österreichischen Neutralität während des deutsch-französischen Krieges umspannen den an Siegen und Niederlagen reichen Kampf um ein Ziel, das trotz kühner Opfer in weiter Ferne blieb, weil der Staat im Gegensatz zum Volk noch nicht reif genug war. Inmitten der Jugend, die sich an den revolutionären Aufständen gegen die kaiserlichen Truppen beteiligt, stehen drei Wiener Studenten — Hans Violat, Friedrich Jordan und Heinrich Schittenhelm — deren Leben von den gewaltigen politischen und kriegerischen Ereignissen in unterschiedlichster Weise berührt und bestimmt wird. Die Schicksale dieser drei Menschen durchziehen das Buch: nach dem Zusammenbruch der Erhebung und der gemeinsamen Flucht wählt der eine das gefahrlose Leben eines geschäftstüchtigen Bürgers, der zweite wandert in die berühmten

Rasematten des Spielberges und der dritte kommt als gemeiner Soldat zum Heer. Nachdem er sich in den Kämpfen gegen die oberitalienischen Aufständischen ausgezeichnet hat, erlebt er, zum Offizier befördert, mit seinen Kameraden inmitten des fremden Landes die eigenartige Welt der österreichischen Garnison und den erbitterten Kampf zwischen Volk und Staat, der bis ins Offizierkorps hineinspielt und zu manchem tragischen Gewissenskonflikt führt. Und mit tiefem Grimm gewahrt er fern in Wien, dem Zentrum des Reiches, die Schwäche des Adels, die erkaufte Macht der Geldaristokratie und den Verrat der Kirche, die nur ein Ziel kennt: Nord und Süd auseinanderzuprennen. Das heraufbeschworene Verhängnis wirkt sich unaufhaltsam und mit schicksalhafter Notwendigkeit aus in der großen Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich: dem Zweikampf des Jahres 1866, in dem die beiden größten deutschen Staaten miteinander im Streite lagen, anstatt gemeinsam die Idee der deutschen Einheit zu verwirklichen. Erst als Oesterreich sich 1870 zur Neutralität bekennt und alle Revanchegedanken fallenläßt, erwacht das völkische Bewußtsein des gemeinsamen deutschen Schicksals in dem unauslöschlichen Glauben an das durch keine Grenzen zu trennende Reich.

So ist dieses Buch ein wunderbar gegliedertes, von starker Spannung durchwirktes Bild geschichtlicher Mächte, der Natur des deutschen Wesens, seiner Gefahren, aber auch seiner immer freieren Entfaltung. Als Ausdruck deutscher Wirklichkeit und als Bekenntnis zu den ewigen Kräften des Blutes, der Heimat und der Geschichte wird es in unserem Volke lebendig sein und ihm aus der Vergangenheit heraus den Weg weisen in eine neue größere Zukunft.

„Aus Ratibors Vergangenheit und Gegenwart.“ Verlag: Verkehrsverein Ratibor (Oberschlesien).

Der Verkehrsverein Ratibor gibt im Auftrage des Oberbürgermeisters eine Schriftenreihe „Beiträge zur Heimatkunde der Stadt

Seidenstoffe  
Wollstoffe — Samte

Die schönen



Modestoffe

Schweidnitzer Straße 1  
am Ring



**Silbergeschenke** behalten ihr Aussehen und ihren Wert!

**Rosßdeutscher & Reisig**

Silberwarenfabrik · Tauentzienplatz 3

Katibor OS.“ heraus. Mit diesem Vorhaben wird ein neuer Weg von volks- und grenzpolitischer Bedeutung im Grenzlande Oberschlesien beschritten. Das vorliegende erste Heft soll nicht nur dazu dienen, dem Fremden ein interessantes und angenehmes Gemeinwesen aufzuzeigen, sondern auch in der Bevölkerung der Stadt und ihrer Umgebung Heimatsinn und Heimatliebe wecken und fördern, wie der Oberbürgermeister im Vorwort sagt. In den ersten Aufsätzen (insbesondere „Vom Werden und Wesen der Stadt Katibor“) erfahren wir viel Interessantes von einer der ältesten deutschen Städte Schlesiens; einer Stadt, die schon vor dem Mongolensturm gegründet wurde.

Wenn die folgenden Hefte auf derselben wissenschaftlichen und auch — rein äußerlich gesehen — vorzüglichen Höhe sind, können sie ein guter Baustein im Kampf für ein deutsches Oberschlesien werden.

„**Chronik von Rengersdorf**“ von Paul Borrmann. Druck und Verlag: Dr. Fritz Bokämper, Görlitz.

Mit ungeheurem Fleiß hat der Lehrer und Kantor der Gemeinde Rengersdorf im Rothenburger Kreis die Chronik seines Dorfes geschrieben. Besonders interessant ist für uns die Tatsache, daß die Gemeinde Rengersdorf schon vor 100 Jahren versucht hat, der damals bestehenden Bauernnot durch ein großzügiges Siedlungswesen zu steuern. In diese große geschichtliche Perspektive die Notwendigkeit eines gesunden Bauerntums hineingestellt, würden sich viel ähnliche Werke mit Freuden begrüßen.

„**Glatzer Heimatblätter.**“

In dieser Zeitschrift des Vereins für Glatzer Heimatkunde lernen wir wieder eine Menge heimatkundlicher Neuigkeiten; besonders die Fortsetzung über die Entwicklung der Glashüttenindustrie im Eulengebirge ist sehr wert-

voll als wirtschaftliche Betrachtung. Interessant ist auch der Versuch, den Namen der Hohen Eule zu deuten. Mit anerkennenswertem Fleiß wird die Herleitung aus dem althochdeutschen „eih“ in der Bedeutung von Haselwald entwickelt.

„**Oberschlesische Mitteilungen.**“ Amtliche Schrift der Provinzialverwaltung von Oberschlesien. Oktoberheft 1936.

Die beiden wichtigsten Artikel des Heftes berichten 1. von der Oberschlesienreise der preußischen Landeshauptleute und Landesdirektoren, deren letzte im Jahre 1930 stattfand. Befanden sich die schlesischen Provinzen bei dem letzten Besuch in einer Zeit schwerster wirtschaftlicher Bedrängnis und größter sozialer und finanzieller Not, so fanden sie diesmal das Land in einer zum Teil schon abgeschlossenen Aufbauarbeit größten Stils vor. Die scheidenden Gäste werden sich gern an ihre diesjährige Inspektionsfahrt erinnern.

2. Die ober-schlesischen Theater im Spielwinter 1936/37. Der Bericht gibt uns eine gedrängte Vorschau von den Aufgaben, die sich die drei ober-schlesischen Bühnen gestellt haben. Von den Theaterträgern scheint uns die U.S.G. „Kraft durch Freude“ nicht genügend herausgestellt.

Ernst Schenke: „**Schlesisches Weihnachtsbüchlein.**“ Verlag: E. Heege, Schweidnitz.

Dieses Büchlein des schlesischen Dichters Ernst Schenke reiht sich an die übrigen Werke würdig an. Es bietet eine große Fülle von Vortragsmaterial zur Ausgestaltung von Kameradschaftsabenden und Feiern. Fernab von allem süßlichen Kitsch greift es ins volle Menschenleben und zeichnet liebevoll kleine Ausschnitte aus dem stillen Leben in schlesischen kleinen Städten. Erzählungen wie „Der Weihnachtseinkauf“ oder „Der Weihnachtsbesuch beim Priezeft-Bäcker“ oder

**„Einsiedler-Freutler“-Balsam**  
für Magen, Darm und Herz!  
**MOHREN-APOTHEKE GLATZ/SCHL**

Besuchen Sie das behagliche

**Christian Hansen**

Restaurant

Schweidnitzer Str. 16/18 · Tel. 582 51

Erstkl. Küche, beste Flaschen- u. Schoppenweine  
Biere v. Faß · Schöne Festsäle u. Hochzeitsräume



„Feiertagsbesuch“ zeugen von der ganzen Fülle dieser liebevollen Kleinmalerei.

Ein Dichter, ein wahrer Heimatdichter! Hans Christoph Raergel schreibt über ihn: „Es gibt heute in Schlesien nur einen, der mit Zug und Recht der schlesische Klaus Groth genannt werden kann; das ist unser Volksdichter Ernst Schenke.“



Rudolf Paullsen: „**Stut und Ferne**“.  
Ein Sommerkreis von Rügen. Verlag der  
Presse K. R. Jaekel in Querfurt 1936.  
Preis 1,00 RM.

Das lyrische Werk Rudolf Paullsens ist mit dem großen Dichterpreis der Reichshauptstadt ausgezeichnet worden: ein nimmermüdes Ringen um jene dichterische Aussage, die, aus dem Hauch der Natur gehoben, geheiligte Sage wird, fand damit sein Recht. Und es erschloß sich zudem die tief in unsere Zeit hineinwirkende Tat, die Rudolf Paullsen zusammen mit Otto zur Linde, mit Karl Röttger und anderen um die Jahrhundertwende im „Charon“ begann: ein Anliegen des lyrischen Dichtens schlechthin, das in unserem Volk immer mehr war als formgefälliges Spiel, das sich verkünden wollte mit offenbarer Kraft und der Schau in die Gottheit und deshalb bei uns zu höchster Bedeutung kam.

Das neue Buch Rudolf Paullsens, ein Sommerliederband, hat die Gefänge des Meeres, wie sie des Morgens aufschallen und abends verrauschen, jene geheimnisvollen Mächtigkeiten, die mit dem strengen Ruf zur Unrast alle Meerewandernden erfüllen, in die schlichte Wahrheit des Lebens gewandelt. Tage runden sich in der Gewißheit des liebenden Menschen, Tage aber auch weiten sich in verzehrender Sehnsucht:

„Blaue Fernen tauchen grün empor  
Aus dem Silberglanz des Meeres:  
Dort muß schöneres Ufer sein!“

Und bisweilen bricht es balladenhaft in die Strophen. Da singt der Dichter eine alte Sage, weil sie die Wellen gebieten, die von den Knaben im Floß oder die von Uvalun. Immer aber trägt eine Weise die Worte, liedgeworden einen sie sich dem Unendlichen, dem sie entstammen, und es ist, als liege ein Glanz von Meerewigkeiten in den Gebilden, die sich uns auf tun, ein Erträumen, ein Wunder und doch ein so wirklich hinwandelndes Dasein. Das zeichnet Paullsen aus: sein Dichterträumen hat sich in die Natur gesenkt, und nun wächst es auf wie sie:

„Auch Gedanken müssen ruhn,  
Ruh'n, wie in tiefen Rinnen  
Körner ihren Gang beginnen . . .“



## Die neue geopolitische Schriftenreihe **Macht und Erde**

Hefte zum Weltgeschehen

Herausgegeben von Prof. Dr. R. Haushofer  
und Dozent Dr. U. Crämer

Die ersten Hefte:

### **Das Wesen der Geopolitik**

Von Prof. Dr. O. Maull

Mit 2 Karten. (Heft 1.) Kart. RM. 1.20

Prof. Maull, an der Entwicklung der geopolitischen Betrachtungsweise maßgeblich beteiligt, zeigt hier an Beispielen aus der Geschichte die Wesenszüge der Geopolitik

### **Spanien im Umbrech**

Die räumlichen und geistigen Grundlagen der spanischen Wirren. Von Dr. Joh. Stoye.

Mit 9 Karten. (Heft 2.) Kart. RM. 1.40

Der Verfasser, der das rätselhafte Land und sein Volk aus eigener Anschauung kennt, schildert eindringlich die dem furchtbaren Bürgerkrieg zugrunde liegenden Probleme.

### **Der Sterne Osten**

Macht- und Wirtschaftskampf in Ostasien

Von Dr. G. Zochler-Hauke

Mit 6 Karten. (Heft 3.) Kart. RM. 1.40

Die Vielzahl der sozialen, nationalen und wirtschaftlichen Spannungen, die sich aus den geographischen und rassistischen Begebenheiten entwickelten, werden packend geschildert!

Die Reihe wird fortgesetzt!

Leipzig . **B. G. Teubner** . Berlin

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!



## Für Bälle und Festlichkeiten

Bekleidung,  
Oberhemden, Krawatten,  
Handschuhe, Strümpfe

# William Kramer

Schweidnitzer Straße 38/40

Also müssen Sie auch tun,  
Die Gedanken: schlafen gehen,  
Bis sie sich des Reims besinnen  
Und zur Ahre auferstehen.“

Paulsens Denken, die Weisheit eines ins sechste Jahrzehnt gereiften Menschen, steht nicht über dem Wirken und Werden: es keimt herauf und blüht deshalb in einer Kraft, die andere zu zwingen vermag.

Und wir wünschen dem Werk dieses Dichters, nicht zuletzt deshalb, einen tieferen Eingang in unsere schlesische Heimat.

Wolfgang Schwarz.

**Hermann Gaupp:** „Stiller Weg“, Gedichte, Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau, 1936, 60 Seiten.

Die in diesem Heft veröffentlichten Verse aus dem Gedichtband „Stiller Weg“, der in der Ostdeutschen Verlagsanstalt zu Breslau erschien, mögen für den Dichter Hermann Gaupp zeugen. Den verschworenen Freunden der Lyrik, die von jeher eine enge Sippchaft bilden und die Stunden des reinen Glücks nach der Schönheit der Verse messen, die ihnen in abendlicher Einsamkeit klingen, wird dieser Hinweis genügen. Alle anderen, und es sind noch zu viele, die das gebundene Wort meiden, weil sie Angst haben, ange-rührt zu werden im Innern, oder weil es ihnen eine Unbequemlichkeit bedeutet, all die sollen dem schmalen Band gegenübergestellt werden mit jenem leisen Zwang, der es nicht zulassen will, daß man die Blumen, die am staubigen Wege blühen, unbeachtet lasse.

Über die Lyrik unserer Tage ist zu sagen, daß sie mit einem Ernst ohnegleichen gestaltet wird, selbst dort, wo der starke Vorsatz mit dem Ergebnis nicht Schritt hält. Aber es ist erschütternd zu sehen, wie sie alle um das gleiche ringen, um die Bezüglichkeit auf das Gemeinsame. Wie sie alle, edlen Spür-

hunden gleich, nach neuen Formen wittern und dem neuen Inhalt, den diese Zeit fordert. So wird manch klirrender Vers in der Werkstatt der Dichter geschlagen, aber auch manch stiller, der auf anderem, eben dem stillen Weg ins Weite strömt und von jenen aufgefangen wird, die sich auf ihn abgestimmt haben.

Es ist nicht gleichgültig, ob die Bezüglichkeit auf das Gemeinsame sich im politischen oder im menschlichen Sinne ausprägt. Politik ist heutzutage kein Ding an sich und für sich. Politik ist, für Deutschland gesagt, die Luft, in der wir leben. Dennoch wird sich neben der kämpferischen Lyrik die stille nicht allein zu behaupten wissen; sie ist als Ausgleich notwendig. Bezieht sich diese Bemerkung auf die Forderung unseres Schrifttums, das, um lebendig zu bleiben, auf den versöhnlichen Gegensatz nicht verzichten kann, so mag sie auch auf den Leser selbst ausgedehnt werden: wir sollten es wieder lernen, das Lied des Dichters in seiner Verklärung der Freuden und Räte des Daseins zu lesen und zu singen. Auch der Dichter des stillen Liedes weiß um die Bezüglichkeit auf das Gemeinsame. Er berührt uns mit seinem Wort, wir weinen und lächeln mit ihm, wir erkennen so vieles wieder, den Atem der Nacht, die Stunde am Feldrain, die Stimme des Frühlings.

Ein solcher Dichter ist Hermann Gaupp. Da und dort finden wir Anklänge an die Überlieferung. Und doch hat er nicht nachgefangen. Es scheint, als habe er genug erlebt, um das Eigene zu geben in so vollendeteter, ergreifender Gestalt.

Peter Steinbach.

### Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft liegt ein Werbeblatt des Gerling-Konzerns, Breslau, bei, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen.

**Individuelle Maßbekleidung  
für Damen und Herren**

nur bei

**Richard Schüler, Springerstraße 12**

Stofflager!

Solide Preise!

## LANGENBIELAU

im Eulengebirge

**Landschaftliche Schönheiten  
Herrliche Gebirgszüge**

Auskunft durch den Verkehrsverein e. V.